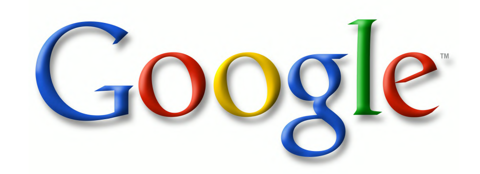
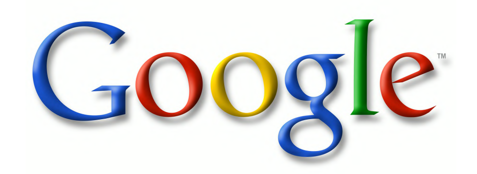








Erinnerungen

an

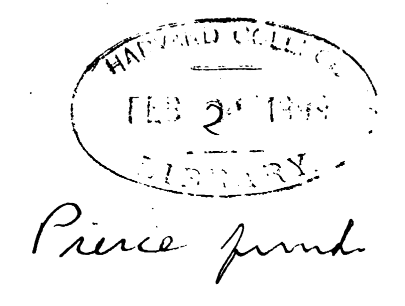


von

Eduard Kulke.



Wien.
Verlag von Carl Konegen.
1878.


HARVARD COLLEGE
FEB 2 1898
LIBRARY.
Pierce fund.

Der gefeierten Künstlerin

der verehrungswürdigen Frau

Christine Hebbel

in Hochachtung und freundschaftlicher Gesinnung

zugeeignet.

Hochverehrte Frau!

Indem ich daran gehe, Ihnen die nachfolgenden Blätter zu überreichen, tauchen vor meinem Geiste alle die schönen und glücklichen Stunden empor, die ich in Ihrem Hause verlebt habe. Ich gehe mit dem mir unvergeßlichen Freunde und Lehrer in seinem Arbeitszimmer auf und ab, ich sehe sein leuchtendes Auge, die lebhafte Gesticulation seiner Arme, wenn er mir mit der ihm eigenen Klarheit und Schärfe einen Gegenstand von Wichtigkeit auseinandersetzt, oder an alltägliche Vorfälle tiefsinnige Bemerkungen knüpft. Sein Eichkätzchen sitzt ihm auf der Schulter; das muntere Thierchen hält sich still und ruhig, als ob es durch eine Bewegung den raschen Gang seiner Gedanken zu unterbrechen fürchtete. Ich sehe mich an des Dichters Seite im Augarten, wo er die ersten Veilchen des Jahres pflückt, um sie Ihnen zum Sträußchen zu winden, oder im Prater, wo er mir Mannigfaches aus seinem Leben erzählt oder Aufschluß über die höchsten Dinge ertheilt und plötzlich bei einem Ringelspiel stehen bleibt, um mir den Platz zu zeigen, wo seine Tochter mit Alfred Meißner herumgefahren. Ich sehe mich mit ihm im Liechtenstein'schen Garten, wo ein majestätisch rudernder Schwan in seinem Gemüthe eine unangenehme Erinnerung an den Verlust eines Hündchens

wachruft, oder in Schönbrunn, wo er sich mit Liebe und Hingebung in das Anschauen der mannigfachen Formen der Thierwelt versenkt. Wir wandeln durch die belebten Straßen der Kaiserstadt; er beschenkt, ohne im Laufe des Gespräches sich zu unterbrechen, jeden Bettler, den er am Wege trifft, oder wir begegnen dem und jenem seiner Bekannten und Freunde, von welchem er mir dann manch schnurriges Stücklein erzählt — alle diese menschlich schönen Züge tauchen auf, und ich will dieselben als ein Zeichen meiner Dankbarkeit und Verehrung hier niederlegen; ganz besonders glücklich aber macht mich die Erinnerung an die allererste Anknüpfung unseres Verkehrs.

Zwei deutsche Dichter sind es, deren Schicksale ich stets so stark wie mich persönlich betreffende Erlebnisse empfunden habe. Der Eine ist Heinrich von Kleist; der Andere Friedrich Hebbel. Es war ein schöner Juni-Abend; ich hatte in einem Kaffeehause eben einen Zeitungsbericht über die glänzende Aufführung der „Nibelungen“ in Weimar gelesen. Voll Freude über dieses erfreuliche Ereigniß verlasse ich das Kaffeehaus. Denken Sie sich nun den Grad meiner Ergriffenheit, als ich nach wenig Minuten den sinnend durch die Straße wandelnden Dichter erblicke. Ich grüße ihn; er dankt mir, mit einer Art von Befremdung mich anblickend, und bleibt stehen. Ich benütze diesen Augenblick, dem Dichter zu dem großen Erfolge der „Nibelungen“-Aufführung in Weimar zu gratuliren.

Haben wir uns nicht schon gesehen? — fragte Hebbel.

Ja wohl! vor einem Jahre — bei Bülow — im „Hotel Elisabeth“, aber ich wage nicht zu hoffen, daß Sie sich meiner erinnern werden!

Wie heißen Sie? — fragte er, mich scharf anblickend.

Ich nannte meinen Namen. Hierauf legte er ohne jede weitere Förmlichkeit seinen Arm in den meinigen, und wir gingen selbander durch die Straßen der Stadt.

Als wir unter den Tuchlauben beim Kühfußhause anlangten, sagte er, indem er seinen Arm losmachte: Hier wohne ich! Ich bin jeden Nachmittag um 4 Uhr zu Hause! Wollen Sie mich nicht besuchen?

Sehr gerne — erwiderte ich — und wenn ich darf, gleich morgen!

Morgen also — sagte er — gab mir die Hand und trat in's Haus.

Mir war's, wie ein Traum.

Des andern Tages fand ich mich zur festgesetzten Stunde ein, und seit jener Zeit war ich, wie Sie wissen, sein treuer Begleiter bei den regelmäßigen Spaziergängen, welche für mich eine Quelle reichster Belehrung und unversieglichen Genusses geworden sind.

Ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen zu sagen, wie sehr ich Hebbel's Werke bewundere! Ich muß aber sagen, daß ich für einen vierstündigen Spaziergang mit Hebbel jedes seiner Werke hingebe; denn wenn manch anderer Dichter in seinen Werken sich vollständig ausgibt, so war bei Hebbel im Gegentheile ein so großer Ueberschuß über seine Leistungen

vorhanden, daß man von ihm sagen kann: er war größer als seine Werke.

Diesen Ueberschuß kennen gelernt zu haben, darf wohl ein seltenes Glück genannt werden, und dieses Glück war mir vergönnt.

Sie werden sich vielleicht, wie so mancher Andere, darüber wundern, daß Emil Kuh in seiner Hebbel-Biographie meines Verhältnisses zu dem Dichter gar nicht erwähnt und unsern persönlichen Verkehr so gänzlich verschweigt, als ob ihm dieser völlig unbekannt geblieben wäre. Es fehlt mir aber jeder Anhaltspunkt zur Aufklärung dieses befremdenden Vorgehens. Sie, hochverehrte Frau! haben meinen lebhaften Verkehr mit dem Dichter gekannt; Sie wissen, daß auch ich mich einen Freund und Schüler Hebbel's nennen darf, und wenn ich Kuh um irgend etwas beneide, so ist es nichts als dieses, daß er das Glück, Hebbel's Freund und Schüler zu sein, durch einen längeren Zeitraum genossen hat als ich.

Daß es mir ein Herzensbedürfniß ist, die folgenden Erinnerungen an Sie zu richten, habe ich nicht nöthig zu versichern. Nehmen Sie, hochverehrte Frau, diese Blätter mit so viel Liebe auf, als ich sie Ihnen biete; nehmen Sie dieselben als Zeichen meiner Verehrung und freundschaftlichen Gesinnung.

Penzing im Juni 1878.

Eduard Kulke.

Inhalt.

Einleitung.

Den Dichter Hebbel kennen Viele, den Menschen Friedrich Hebbel kennen und kannten nur Wenige. Um den Dichter zu verstehen, braucht man den Menschen nicht zu kennen. Die stark verbreitete entgegengesetzte Meinung, in der Biographie eines Dichters den Schlüssel zum Verständniß seiner Werke zu suchen, ist ein grober Irrthum. Verstehen wir „Othello“ etwa nicht, weil uns die Lebensschicksale Shakespeare's nur wenig bekannt sind? Oder verstehen wir nun die „Maria Magdalena“ besser, seitdem Emil Kuh in seiner Hebbel-Biographie von den häuslichen Scenen einer dunklen Tischlerwerkstätte in München den deckenden Schleier gehoben? Wohl kann man aus dem Leben eines Künstlers die Entstehungsgeschichte seiner Werke kennen lernen, die Umstände, welche diese oder jene Production veranlaßt haben, und so gewinnen die Werke neben dem, was sie an sich sind, auch noch ein biographisches Interesse; die Werke aber müssen sich selbst erklären. Diese durch das Leben des Dichters erklären wollen heißt: das Leichtere durch das Schwierigere zu lösen versuchen; denn bleibt in jedem Kunstwerke, unbeschadet seiner Klarheit, ein geheimnißvolles Residuum

Einleitung.

Den Dichter Hebbel kennen Viele, den Menschen Friedrich Hebbel kennen und kannten nur Wenige. Um den Dichter zu verstehen, braucht man den Menschen nicht zu kennen. Die stark verbreitete entgegengesetzte Meinung, in der Biographie eines Dichters den Schlüssel zum Verständniß seiner Werke zu suchen, ist ein grober Irrthum. Verstehen wir „Othello“ etwa nicht, weil uns die Lebensschicksale Shakespeare's nur wenig bekannt sind? Oder verstehen wir nun die „Maria Magdalena“ besser, seitdem Emil Kuh in seiner Hebbel-Biographie von den häuslichen Scenen einer dunklen Tischlerwerkstätte in München den deckenden Schleier gehoben? Wohl kann man aus dem Leben eines Künstlers die Entstehungsgeschichte seiner Werke kennen lernen, die Umstände, welche diese oder jene Production veranlaßt haben, und so gewinnen die Werke neben dem, was sie an sich sind, auch noch ein biographisches Interesse; die Werke aber müssen sich selbst erklären. Diese durch das Leben des Dichters erklären wollen heißt: das Leichtere durch das Schwierigere zu lösen versuchen; denn bleibt in jedem Kunstwerke, unbeschadet seiner Klarheit, ein geheimnißvolles Residuum

zurück, so ist der Schöpfer desselben in noch weit höherem Grade ein Incommensurables; es läßt sich gewiß noch eher „Don Carlos“ mit „Egmont“ oder die „Familie Schroffenstein“ mit „Romeo und Julie“ vergleichen, als etwa Schiller mit Goethe oder Kleist mit Shakespeare. Mit den üblichen pathetischen Declamationen durch die folgenden Mittheilungen zum bessern Verständnisse der Werke Hebbel's beizutragen, will ich den Leser also nicht behelligen. Was ich zu bieten habe, sind Erinnerungen, welche den Menschen Friedrich Hebbel betreffen. Ich gebe keine Urtheile, sondern Aufschreibungen, und der Leser wird, selbst wenn er die weitläufige Hebbel-Biographie von Emil Kuh gelesen haben sollte, bei mir nicht leer ausgehen. Ich kritisire nicht, ich erzähle.

Bereits am 13. März 1864, also genau ein Jahr nach dem Tode des Dichters, habe ich mit der Veröffentlichung meiner Erinnerungen in der „Neuen Freien Presse“ begonnen. Später trat ich mit Emil Kuh in Verbindung, welcher damals das Feuilleton der (Zang'schen) „Presse“ redigirte, und setzte in diesem Blatte meine Erinnerungen fort. Emil Kuh, welcher Hebbel's Art und Weise, sich mitzutheilen, genau kannte und für die Authenticität meiner Mittheilungen ein vortreffliches Auge besaß, hatte einige derselben kaum sobald kennen gelernt, als er mich auch schon ersuchte, ihm meine sämmtlichen Aufschreibungen vorzulegen. Ich that es. Nachdem er in dieselben Einsicht genommen hatte, stellte er mir einen Theil als für ihn von geringerem Interesse zurück

und machte mir in Betreff der von ihm zurückbehaltenen Partie den Vorschlag, ihm dieselbe für die Biographie Hebbel's, welche er beabsichtigte, gegen eine Geldentschädigung zu überlassen.

Ungern und zögernd ging ich auf den Vorschlag ein; denn ich wollte mit meinen Erinnerungen vor die Oeffentlichkeit treten. Kuh suchte aber mir die Sache plausibel zu machen, indem er meinte, ich verlöre nichts dabei, ob ich diese Erinnerungen sogleich herausgebe, oder ob ich in der von ihm beabsichtigten Biographie als Quelle der betreffenden Mittheilungen genannt werde; überdies bleibe es mir ja unbenommen, nach dem Erscheinen der Biographie meine Erinnerungen in ihrer Gesammtheit zu veröffentlichen. Nur sollte ich ihm den Vortritt lassen. Und so habe ich mich denn ihm gegenüber moralisch verpflichtet. Aus den Partien, die er mir sogleich zurückgestellt, habe ich nachträglich noch Manches veröffentlicht, so z. B. im „Neuen Wiener Tagblatt", in der „Süddeutschen Presse"; aus den von Kuh ausgewählten Partien habe ich meinem Versprechen gemäß nichts publicirt. Kuh hat aber von meinen Mittheilungen einen sehr spärlichen Gebrauch gemacht. Was er von mir benützt hat, beschränkt sich auf eine Mittheilung in der Einleitung zum 6. Bande von Hebbel's sämmtlichen Werken (S. XXXVII)*), bezüglich der Scenen aus dem

*) Friedrich Hebbel's sämmtliche Werke, 6. Bd., S. XXXVII, schreibt Kuh: „Eduard Kulke, der mit Hebbel in dessen letzten

„Christus“, wo Kuh mich namentlich als Gewährsmann anführt und meines lebhaften Verkehres mit Hebbel gedenkt, ferner auf eine Stelle in der Hebbel-Biographie (II. Bd., S. 645)*), wo Kuh erzählt, wie Hebbel, einem Freunde seinen „Haideknaben“ vortragend, bei der Stelle: „da klopft ihm der Knecht in den Rücken“ an den Zuhörer heranschritt, und diesem mit dem Finger leise auf die Schulter tippte ꝛc. — dieser Freund bin ich gewesen; ich habe Kuh die Sache erzählt. Einige andere Stellen, die Kuh von mir, ohne mich zu nennen, benützt haben mag, können aber wohl auch in Hebbel's Tagebüchern sich gefunden haben. Weshalb Kuh von meinen Mittheilungen, auf die er früher ein so großes Gewicht gelegt, daß ich ihm mein Ehrenwort geben mußte, seiner Biographie den Vortritt zu lassen, später einen so kärglichen Gebrauch gemacht, weiß ich nicht. Vermuthlich ist ihm das im Laufe der Jahre in erdrückender Massenhaftigkeit angewachsene Material, welches er mit

---

Lebensjahren lebhaft verkehrte, sagte mir, daß sich der Dichter bei ihm angelegentlich nach den Anschauungen des Talmud über Christus erkundigt habe und sogar gesonnen gewesen sei, zu Kulke's Vater, einem gelehrten Rabbinen, zu reisen, um von diesem die betreffenden Aufschlüsse zu erlangen.“

*) Biographie Friedrich Hebbel's von Emil Kuh, II. Bd., S. 645 und 646, schreibt Kuh: „Als er seinen Haideknaben einem Freunde vortragend, bei der Stelle ‚da klopft ihm der Knecht in den Rücken‘, an den Zuhörer heranschritt und diesem mit dem Finger leise auf die Schulter tippte, da fuhr derselbe, nach seiner Versicherung, im Innersten erschreckt, zusammen.“

Mühe, Fleiß und Ausdauer aus allen Enden und Ecken zusammengetragen, schließlich so über den Kopf gewachsen, daß er gegen manche Mittheilung, die ihm früher von großer Wichtigkeit geschienen, allmälig kälter und gleichgiltiger wurde. Gleichviel! ich habe ihm mein Wort gehalten; er mir das Seine nicht; denn er hat in der Hebbel-Biographie meinen Namen gar nicht genannt. Und so trete ich denn mit meinen Erinnerungen an Friedrich Hebbel vor die Oeffentlichkeit in dem Bewußtsein, daß ich mit denselben auch heute zur rechten Zeit komme; denn Friedrich Hebbel ragt als Dichter, wie als Mensch weit über jene Erscheinungen hinaus, welche etwa nur ein momentanes, bald wieder verschwindendes Tagesinteresse in Anspruch nehmen.

Wenn ich die folgenden Mittheilungen, welche theils noch zu Lebzeiten des Dichters, anderntheils unmittelbar nach dessen Tode, wo die Eindrücke unserer Gespräche in mir noch ganz frisch und lebendig waren, niedergeschrieben wurden, überblicke, so muß ich es sehr bedauern, in meinen damaligen Aufzeichnungen nicht fleißiger gewesen zu sein; denn nicht der hundertste Theil von dem, was Hebbel zu mir gesprochen hat, ist in den folgenden Blättern gesammelt. „Wir glaubten Zeit zu haben!“ — läßt der Dichter der „Nibelungen“ die Krimmhild sagen. Auch wir hatten ja keine Ahnung, daß er uns durch den Tod so jäh entrissen werden sollte! Gar Manches ist meinem Gedächtnisse entfallen, manches Andere wieder entzieht sich der Mittheilung;

denn ich bin der Meinung, daß man zwischen Wahrheitsliebe und Rücksichtslosigkeit einen Unterschied machen könne. Auf Vollständigkeit machen die folgenden Blätter keinen Anspruch; es sind Streiflichter, keine erschöpfende Charakteristik.

Wiederholt äußerte sich Hebbel gegen mich, daß er die platonische Anschauung theile, der größte Comödiendichter sei auch der größte Tragiker. Auch im persönlichen Verkehr sprang er oft von den ernstesten Dingen durch eine plötzliche muntere Wendung zu einem Spaß, so wie er wieder nicht selten von belebender heiterer Mittheilung alltäglicher Dinge sich zur Betrachtung der wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit aufschwang. Ich glaube daher in des Dichters eigenem Geiste zu handeln, wenn ich in zwangloser Zusammenstellung Ernstes und Heiteres aus seinem Leben erzähle.

Penzing im Juni 1878.

E. K.

„Sehen Sie" — sagte Hebbel eines Tages zu mir, indem er stehen blieb und mit ausgestrecktem Finger auf die Theaterzettel an einer Straßenecke hinwies — „da an dieser Straßenecke werden einmal alle meine Stücke angezeigt werden; die Zeit wird kommen, verlassen Sie sich darauf! Ich werde sie freilich nicht erleben!"

Hebbel besaß eine unerschütterliche Zuversicht auf das Beginnen seiner eigentlichen Wirksamkeit in der Zukunft.

Trotz dieser Zuversicht in eine folgende Zeit, war ihm der Druck, unter dem er bei Lebzeiten zu leiden hatte, nichtsdestoweniger empfindlich. Und er machte vor denen, die ihm näher standen, kein Hehl aus dieser Empfindlichkeit.

„Wissen Sie, wer die besten Märchendichter sind?" — fragte mich Hebbel eines Tages.

‚Die Völker!' — meinte ich.

„Nein, lieber Freund! Sie irren. Der Dichter wird vom Volk getragen, aber das Volk macht keine Hexameter und keine Jamben, und dichtet auch keine Märchen. Die besten Märchendichter sind die Theater-Directoren."

„Sehen Sie" — fuhr er fort — „das ist ein ganz abgeschmackter circulus vitiosus, dieses Märchen von der Unaufführbarkeit meiner Stücke. Zuerst führt man meine Stücke nicht auf. Warum? Sie sind nicht bühnengerecht. Woher weiß man aber, daß sie nicht bühnenfähig sind? Einfach daher, weil sie sonst ja aufgeführt würden. Wie gefällt Ihnen das?"

„In Wahrheit verhält es sich ganz umgekehrt. Ein sogenanntes Literatur-Drama, welches nur beim Lesen genossen werden kann und auf der Bühne nicht darstellbar ist, habe ich nie geschrieben. Ich verwerfe principiell jedes Drama als solches, wenn es sich als unaufführbar erweist. Ein Drama, das von der Bühne herab nicht wirkt, nicht zündet, ist kein Drama. Gar Viele, welche die Birch-Pfeiffer heftig tadeln und die entschieden mehr poetisches Talent haben als sie, dürften froh sein, wenn sie es dieser Frau gleichthun könnten; sie sollen zeigen, daß sie im Stande sind, den Zuschauer einen ganzen Abend hindurch in Spannung zu erhalten. Wenn man meine Werke nicht aufführt, so begeht man nicht darum ein Unrecht, weil meine Schöpfungen etwa einen innern Werth haben, sondern ganz einfach darum, weil meine Stücke doch gewiß dasselbe Recht beanspruchen können, das man den Stücken der Frau Birch-Pfeiffer zugesteht; denn dem Publicum haben meine Dramen immer gefallen."

Ein anderes mal wieder sagte er: „Ein Stück, das nicht aufgeführt werden kann, ist allerdings kein Drama; aber freilich verdient auch andererseits ein Stück, das nicht gelesen werden kann, gar nicht aufgeführt zu werden."

Wieder ein andermal: „Es gibt freilich Stücke genug, die gar nicht existiren, und die sicher nur des Schauspielers halber da sind; allein das darf den Dichter nicht abschrecken, und der Schauspieler findet auch in dem dichterischen Werke sich nicht verkürzt. Selbst der bedeutendste Dramatiker läßt dem Schauspieler immer noch genug zu thun übrig."

Nachdem die Nibelungen-Trilogie bei Campe erschienen war, wurde dieselbe auf drei Hoftheatern, in Dresden, Berlin und Schwerin, zur Aufführung angenommen. Als Hebbel

von seiner Reise nach Norddeutschland zurückkam, beklagte er sich zu mir, daß Dawison die Aufführung des Werkes in Dresden zu hintertreiben scheine. „Den Grund davon kann ich mir denken“ — sagte er.

Nach einiger Zeit erhielt er von Campe einen Brief und hierauf wendet er sich an mich mit folgenden Worten: „Nun will ich Ihnen den Grund sagen, warum Dawison die Aufführung in Dresden hintertreibt. Campe schreibt mir dasselbe, was ich längst vermuthet habe. Der Grund ist einfach der, daß Dawison nach der berüchtigten Duell-Angelegenheit mit Robert Heller nicht erscheinen will in einem Stücke, wo er ein Schwert ziehen soll. Bedenken Sie, welche allgemeine Heiterkeit er im Publicum hervorrufen würde, wenn er den Hagen spielte — denn diesen müßte er spielen. Denken Sie sich diese Ironie. Dieser gewaltige Recke und — Dawison, der sich nicht zu schlagen getraute. Auch habe ich ihn bei meinem letzten Aufenthalt in Dresden nicht besucht.“

Ob der hier von Hebbel angegebene Grund der richtige sei, mag dahingestellt bleiben. Man müßte denn nur zu eruiren suchen, ob Dawison nach jener Duellgeschichte in keinem Stücke mehr aufgetreten sei, in welchem er ein Schwert zu ziehen hatte.

Am 7. October 1861 war Franz v. Braunau zu Besuche bei Hebbel. Wir sprachen wieder von demselben Thema, — von der Aufführbarkeit der Nibelungen. Hebbel sagte: „Wenn von Schwierigkeiten die Rede ist, so muß man gar wohl unterscheiden zwischen inneren und äußeren Schwierigkeiten. Die ersteren betreffen den Schauspieler, die letzteren den Regisseur. Was nun die ersteren betrifft, so sind solche allerdings vorhanden, das heißt: das Stück

erfordert Kräfte, die in den Geist des Ganzen eingehen; das ist aber eine Schwierigkeit, welche sich in allen denjenigen Dramen findet, die nicht für den Augenblick berechnet sind; diese Schwierigkeit liegt in der Gattung, der die Nibelungen angehören, und ist hier kein vereinzelter Fall. Schauspieler, die im Stande sind, solche Schwierigkeiten bei Shakespeare, Goethe und Schiller zu überwinden, werden dieselben auch in den Nibelungen überwinden. Die äußeren Schwierigkeiten aber beziehen sich auf die Anzahl der Personen und auf die Anzahl der nothwendigen Verwandlungen. Je mehr Personen und je mehr Verwandlungen ein Stück nöthig hat, desto schwieriger ist die Aufführung desselben. Nun behaupte ich, daß fast in jedem Shakespeare'schen Stücke eben so viel und mehr Personen, sicher in jedem mehr Verwandlungen vorkommen. Von solchen Schwierigkeiten kann also im Ernste nicht die Rede sein."

Nichts Aergeres konnte man ihm zufügen, als wenn man sich gegen die Aufführbarkeit seiner Dramen auch nur irgend den leisesten Zweifel erlaubte. Da konnte er zornig werden und mit Leidenschaft herausfahren, wie ein Löwe, wenn er gereizt wird. Noch eher konnte er eine strenge Kritik der Sache selbst nach ihrem poëtischen Gehalte vertragen. Auch in der Zeitungskritik ließ ihn das Urtheil über die Sache ziemlich kalt, dagegen konnte ihn eine Entstellung der Thatsache des Erfolges bei der Aufführung in die größte Wuth bringen. „Wenn ein Referent" — sagte er — „die Nibelungen schlecht findet, so ist das seine Sache; wenn er aber leugnet, daß das Stück dem Publicum gefallen habe, so ist er ein Verleumder und ein Lügner." Als man ihm mittheilte, daß Laube die dritte Abtheilung der Nibelungen,

„Chriemhild's Rache“ für unaufführbar halte, rief Hebbel: „Laube ist ein ganz gemeiner Handwerker!“

Solche Bitterkeit ist begreiflich bei einem Dichter, der sich seiner vollen Kraft und Wirkungsfähigkeit bewußt ist, dessen Dramen aber demungeachtet die Pforten der Bühne, wie auf höheres Commando hartnäckig verschlossen bleiben.

Wie er von der Aufführbarkeit seiner Dramen fest überzeugt war, so hatte er auch das volle Bewußtsein von ihrem inneren Werthe und ging seinen eigenen Weg fort, unbekümmert um das kritische Geschrei, welches ihm oft genug seine Mißtöne zu hören gab. Ueber Hebbel's Selbstständigkeit hat niemand so treffend geurtheilt, wie Grillparzer. Als Hebbel nach Wien kam und Grillparzer ihn zuerst kennen lernte, äußerte sich dieser gegen Otto Prechtler über Hebbel: „Das ist ein Mensch, auf den nur Einer noch Einfluß haben könnte, der Eine aber ist todt!“ Grillparzer dachte an Goethe. Als Grillparzer aber ein Jahr später mit Prechtler wieder über Hebbel sprach, da sagte er: „Ich habe mich damals geirrt! Goethe hätte auf ihn auch keinen Einfluß gehabt!“

In der That konnte diesen Charakter nichts beirren. Gegen die Kritik verhielt er sich nahezu indifferent; er hörte zwar gerne, was über ihn gesprochen wurde. „Es macht mir Spaß!“ — sagte er; er ließ sich aber dadurch, mit geringen Ausnahmen, nicht bestimmen, von seiner Anschauung abzugehen. Er sagte: „Wie soll der Artist sich verhalten, da die Urtheile über seine Leistungen so verschieden, ja geradezu entgegengesetzt ausfallen. Der Eine meint: die Charaktere sind sehr gut gezeichnet, schade, daß die Motivirung psychologisch unrichtig ist! Der Andere hingegen lobt die feine psychologische Motivirung, bedauert aber, daß die

Charakteristik sich so in's Ungeheuerliche versteige. Er behauptet also gerade das Gegentheil von dem, was der Erste gesagt — und an welchen dieser Beiden soll der Artist sich halten? Schließlich muß doch ihm das Recht zustehen, sich auf die Seite eines der beiden Kritiker zu schlagen, also entscheidet zuletzt doch er selbst, wer von den beiden Recht hat; ist er sich selbst aber die letzte Instanz, so ist am besten, er folgt gleich von allem Anfang nur sich selbst und niemand Anderem. So findet z. B. Putlitz das Schicksal der Agnes Bernauer zu hart. Er äußerte sich darüber, daß er den Schluß nur dann billigen könnte, wenn es historisch nachgewiesen wäre, daß wirklich eine Urkunde aufgefunden worden, wie diese, welche (im 4. Act) den rechtlichen Beweis enthält, daß Agnes Bernauer vom Leben zum Tod gebracht werden dürfe. Sehen Sie" — fuhr Hebbel fort, nachdem er mir dieses Urtheil von Putlitz mitgetheilt hatte — „wie unrichtig selbst geistvolle Menschen, sogar Dichter, den Begriff des historischen Dramas und der historischen Treue auffassen! Als ob dadurch, daß zwei oder drei Professoren in einem alten Archive eine Urkunde entdecken, welche zufällig das vom Dichter benützte Moment historisch beglaubigt und sicher stellt, an dem inneren Zusammenhang, an der Motivirung des Dramas irgend etwas gebessert oder überhaupt geändert würde. — Ueber meinen Herodes hat Zimmermann geschrieben. Er ist ein feiner, geistreicher Kopf, aber er kann nicht begreifen, daß Mariamne den Herodes nach allem Vorgefallenen noch liebe — und gerade das ist der Kernpunkt dieses ganzen Dramas. Er sieht nicht ein, daß Liebe und Haß Neigungen sind, über welche der Mensch nicht gebieten kann und verlangt, daß Mariamne ihre Liebe gegen Herodes tödte, als ob das in ihrer Gewalt, in ihrem Willen läge."

Anderseits gestand mir Hebbel wieder, daß er Rötscher, auf welchen er das Epigramm: „Fangt ihm den Adler“*) gedichtet, manche wichtige Aufschlüsse zu danken habe; ja er war durch eine Kritik Vischer's über „Maria Magdalena“ von dem Mißgriff im Charakter des Leonhard so sehr überzeugt, daß er mit dem Plane umging, diesen Charakter ganz neu**) zu gestalten; die gewöhnliche Phrase aber machte ihm nur Spaß. „Mir ist eine streng tadelnde Kritik lieber,“ sagte er mir, „als eine mäßige. Wenn es heißt: der talentvolle Friedrich Hebbel hat die Literatur wieder mit einem neuen Drama bereichert, so ist das gar nichts; heißt es aber: das Ungethüm hat sich wieder geregt und hat auf seinem schuppenbepanzerten Rücken wieder einen feuerspeienden Berg aus dem Meer ans Land geschleudert — das erregt wenigstens Aufmerksamkeit.“

Wie natürlich klingt solche Aeußerung aus dem Munde eines Mannes, der von seinem ersten Auftreten mit der „Judith“ bis herauf zu den „Nibelungen“ die entgegengesetztesten Urtheile über sich erfahren mußte.

Hebbel selbst aber stellte seine Urtheile und Aussprüche mit einer solch absoluten Gewißheit auf, als ob sie unfehlbar gewesen wären. Diesen Zug seiner Natur — das Despotische in der Form der Gerechtigkeit — hat er in Herzog Ernst („Agnes Bernauer“) verkörpert. Wer Hebbel nie sprechen

---

*) Fr. Hebbel's sämmtliche Werke, 8. Bd., S. 153.

**) Das Umarbeiten des bereits Fertigen war übrigens im Allgemeinen Hebbel's Sache nicht, und er war immer sehr erstaunt, wenn Andere dieß vermochten; so z. B. wunderte er sich außerordentlich als ich ihm erzählte, daß Beethoven die Ouverture zu „Leonore“ dreimal componirt habe. Im „Diamant“ hätte er sehr gerne die ernsten Scenen umgearbeitet.

gehört und eine lebhafte Vorstellung von der Art, wie er sprach, bekommen möchte, der schlage sich nur die 6. Scene des 3. Actes*) in „Agnes Bernauer“ auf. So wie Ernst mit Preising spricht, also sprach Hebbel.

Zu denjenigen Sätzen die er mit solch absoluter Unumstößlichkeit hinstellte, gehört vorzugsweise sein oberstes Dogma, seine ästhetische Grundanschauung über das Verhältniß von Talent zum Charakter. Er sagte: „Nur der bedeutende, sittlich erhabene Mensch kann ein bedeutender Künstler sein. Man muß erst selber etwas sein, d. h. ein Charakter, bevor es einem gelingt, große und bedeutende Charaktere zu schaffen. Man muß in sich selber jene Hoheit der Gesinnung, jene Opferfähigkeit und Entsagung tragen, welche man seinen Gestalten soll verleihen können.“

Auf diesen Punkt kam er immer und immer wieder zurück, so oft von ästhetischen Dingen, namentlich vom Schöpfungsprocesse die Rede war.

So sagte er ein andermal: „Eine Trennung des Künstlers vom Menschen ist mir unmöglich, ein Unding. Es ist mir unfaßbar, wie manche Leute in einem und demselben Individuum den Künstler verehren können, während sie den Menschen zu verachten sich gezwungen fühlen. Ein Talent ohne sittlichen Kern kann glänzend sein; aber es schafft nichts für die Ewigkeit.“

Im Herbste 1862 nach seiner Rückkehr von London erhielt er eines Tages von Dr. Neuberg ein Buch zugesendet. Es war die Uebersetzung eines Buches von Carlyle.

„Mit Carlyle“ — sagte Hebbel — „stimme ich im Grundprincip vollkommen überein, dann aber gehen unsere

---

*) Fr. Hebbel's sämmtliche Werke, 3. Bd., S. 298—306.

Anschauungen wieder vollständig aus einander. Carlyle geht von einer ganz richtigen Ansicht aus, wenn er behauptet, daß der große Künstler, der große Feldherr u. s. w. sich durch nichts unterscheiden, daß Napoleon sicher ein ebenso großer Dichter wie Shakespeare, dieser ein eben so großer Feldherr als jener hätte sein können. Er faßt den großen Menschen immer als Menschen in seiner Totalität auf. Nun, ich muß sagen: Jedenfalls hat Napoleon im entscheidenden Momente Aussprüche gethan, die gerade so groß sind, wie Shakespeare'sche, und er hat sich selbst auch als solchen Dichter gefühlt, wenn er beim Zerreißen eines epischen Gedichtes von seinem Bruder sagte: Wenn in unserer Familie ein Dichter geboren wurde, so bin ich es. — Auch ist kein Zweifel daß Shakespeare in entscheidenden Momenten des Lebens jenen Muth und jene Größe gehabt haben müsse, die er seinen Gestalten leiht und die wir an Napoleon bewundern. Was also die Totalität des Menschen anlangt, so hat es damit seine volle Richtigkeit, aber — und das ist es nun, worin ich mich von Carlyle trenne — das specifische Talent eines jeden der Beiden war doch ein ganz anderes, das specifische Talent ist es, wo die Wege auseinandergehen."

Hebbel konnte, er durfte so sprechen; denn die strenge Forderung, die er aufgestellt, er hat sie auch erfüllt; er war als Mensch wie als Dichter gleich groß, ja er war als Mensch noch größer. Man hielt ihn für schroff. Seine Wahrhaftigkeit und Offenheit haben ihm den Ruf der Schroffheit eingetragen. Nun, allerdings konnte er sehr zugeknöpft sein, und dem ersten besten Hanns Narr hat er sein Vertrauen freilich nicht geschenkt. Ein Mann, der mit ihm in einer Gesellschaft zufällig zusammentraf, sagte zu Hebbel, als von

einem neuen Buche die Rede war, welches der Dichter noch nicht gelesen hatte: Herr Doctor! Das Buch müssen Sie lesen! — Hebbel antwortete gereizt: Herr Doctor! Ich muß nicht Alles gelesen haben, was Sie gelesen haben müssen! Merken Sie sich das!

Hebbel war aber auch mild und gut, wie kein Zweiter.

Unvorsichtigkeit, auch wenn sie ihm Schaden brachte und Unannehmlichkeiten bereitete, konnte er rasch vergessen, unversöhnlich aber war er gegen Gemeinheit und niedrige Gesinnung. Wo er solche als Motiv einer Handlungsweise einmal erkannt zu haben glaubte, da brach er alle Beziehungen auch völlig ab, und eine wiederholte Annäherung war gar nicht mehr möglich. Von Emil Kuh hat er zur Zeit ihrer Entzweiung immer mit Wohlwollen und mit dem Gefühle väterlichen Bedauerns über den Verirrten gesprochen; aus seinem Herzen hat er ihn nie verdrängt. Wäre dies der Fall gewesen, er hätte sich auch auf dem Todtenbette nicht mit ihm ausgesöhnt. „Was müßte man von sich selber denken“ — sagte mir Hebbel einmal, als er von Kuh sprach — „wenn man einen Menschen, mit dem man zehn Jahre lang persönlich verkehrt hat, plötzlich für nichts achten sollte!“

Ein in Wien lebender Künstler ersuchte mich eines Tages, ihn bei Hebbel einzuführen. Harmlos willfahrte ich dem Verlangen dieses Mannes. Als ich des andern Tages wieder zu Hebbel kam, sagte er: „Sie sind mit Herrn * wohl sehr befreundet! natürlich! Sie hätten ihn ja sonst bei mir nicht eingeführt!“ — „Ich muß aufrichtig gestehen,“ erwiderte ich, „daß unsere Freundschaft nicht sehr weit her ist; wir kennen uns eben, ohne uns gegenseitig etwas zu sein, und ich muß um Entschuldigung bitten, wenn er Ihnen

vielleicht lästig gefallen sein sollte!" „Lästig" — sagte Hebbel — „o ganz und gar nicht, im Gegentheil, er hat mich sehr belustigt; er hat meine Sammlung seltener Charaktere um ein interessantes Exemplar bereichert. Ihnen aber muß ich zur Darnachachtung sagen: Nehmen Sie sich ja vor ihm in Acht! Er ist Ihr erbittertster Feind! Ich staune nur über die Naivetät, mit der er gleich beim ersten Besuche seinen ganzen Haß gegen Sie ohne jeden Rückhalt hier ausgesprochen; und ohne alle Scham! denn wofür muß er mich halten, wenn er über Denjenigen, durch den er hier eingeführt wurde, mir das zu bieten wagt! Trösten Sie sich aber, er ist nur Ein Mal da gewesen, er wird ein zweites Mal nicht wieder kommen! Es sollte mich sehr wundern, wenn er nach dem, was ich ihm geantwortet habe, die Lust verspüren sollte, den Besuch zu wiederholen!" —

„Meine Thüre steht Jedermann offen" — setzte er dann nach kurzer Pause fort, indem er die Sache gleich ins Allgemeine hob, „und Einmal hat Jeder bei mir Zutritt; ob er ein zweites Mal wieder kommt, das hängt freilich von dem ersten Besuche ab."

Menschen ohne Talent ließ Hebbel gelten, Menschen von schlechtem Charakter nicht; diese suchte er sich möglichst vom Leibe zu halten, und hierin war er so streng, daß er oft nach ganz unscheinbaren Charakterzügen mit seinem Urtheil über einen Menschen fertig war. Er wußte auch recht gut, daß man ihm dies zum Vorwurf mache; allein er sagte: „Wer in kleinen und unscheinbaren Dingen unverläßlich ist, der ist es in wichtigen Angelegenheiten auch! Der Mensch zeigt sich in Allem, was er thut, so wie der große Mann nicht nur in seinen großen Thaten, sondern auch in den kleinsten!"

Daß Hebbel sich selbst für einen großen Mann hielt, das zeigte er deutlich, ohne daß es irgendwie durch verletzenden Stolz zum Vorschein gekommen wäre. So legte er z. B. einen großen Nachdruck auf manche Aeußerung. Während unserer regelmäßigen Abendspaziergänge war dies häufig genug der Fall und da pflegte er hinzuzufügen: „Notiren Sie sich das, Kulke! es ist werth, aufbewahrt zu werden, und Sie werden es einmal brauchen können.“

Glaubte er sich von Jemandem in irgend einer Weise verletzt, da pflegte er auszurufen: „Merkwürdig! ich hätte das einem Uhland gegenüber nicht gewagt!“

Ich berührte einmal in schonender Weise seine Entzweiung mit Emil Kuh. Er äußerte sich mir gegenüber in folgender Weise: „Mit großen Männern umzugehen ist gefährlich; der Umgang mit einem großen Manne ist wie das Wohnen in der Nähe eines feuerspeienden Berges. Da strömt plötzlich die Lava hervor und verschüttet die unschuldigen Bewohner, aber der Vulkan kann nichts dafür, daß er Feuer speit.“

Emil Kuh erzählte mir auch einen hieher gehörigen Charakterzug: Der bereits verstorbene Germanist, Professor Pfeiffer kam eines Tages zu Hebbel und ersuchte ihn um einen poëtischen Beitrag für das Uhland-Denkmal. Hebbel war aber verletzt, daß Pfeiffer aus diesem Anlasse gekommen war und daß er ihn nicht schon früher besucht habe. Er antwortete dem Professor kurz: „Ich habe Uhland bereits ein Denkmal gesetzt!“

Neugierige und solche, die sich bloß aus Eitelkeit ihm zu nähern suchten, ließ er vollständig unbeachtet, und dieß selbst dann, wenn sie weiblichen Geschlechtes waren. Ihm galt die Wahrhaftigkeit mehr, als die Ritterlichkeit; dagegen

war er freundlich und wohlwollend, wenn man auch ihm unbefangen entgegen kam. Mit außerordentlicher, man kann sagen: ängstlicher Gewissenhaftigkeit beantwortete er z. B. eine Masse von Briefen, mit denen er von unbekannten Personen belästigt wurde, namentlich, wenn es sich (wie dies bei jungen Leuten zumeist der Fall war, die ihm die Erzeugnisse ihrer Muse eingesendet und ihn um Rath gefragt hatten) um den Lebenslauf eines Menschen handelte. Schnelle Beantwortung hielt er da für Pflicht. Es ist mir nur Ein Fall bekannt, in welchem er einen derartigen Brief unbeantwortet ließ. Ein der Geschäftswelt angehörender junger Mann in P. schrieb an Hebbel, daß er gesonnen sei, seine Geschäftslaufbahn mit der literarischen zu vertauschen. Hebbel rieth entschieden ab; er malte die Zukunft in den düstersten Farben, und ermahnte den jungen Mann, bei Leibe ja die sichere Stellung nicht einer ungewissen Zukunft aufzuopfern. Das fruchtete aber nichts. Ein zweiter Brief kam, und dieser enthielt die Versicherung des festen Entschlusses, der Briefschreiber werde sich erschießen, wenn ihm Hebbel nicht eine literarische Stellung mit einem jährlichen Einkommen von wenigstens 5000 fl. verschaffe. Diese Auslassung hielt Hebbel für Renommisterei; er legte den Brief bei Seite und ließ ihn unbeantwortet.

Ein anderer junger Mann schickt einen Brief mit einem Pack Dichtungen. Der Schreiber bittet Hebbel um sein Urtheil in folgender Weise: „Wenn Sie von meinen Gedichten eben so denken, wie ich, woran ich übrigens keinen Augenblick zweifle, so will ich meinen Dienst aufgeben, um mich ganz der Entwicklung meines Geistes zu widmen, was mir das Wichtigere scheint.“ Nebenbei ersucht der Briefschreiber noch um die Kleinigkeit, die beiliegenden Gedichte sogleich

irgend einem Verleger zu übergeben, und ihm von dem entfallenden Honorare einstweilen 1000 fl. einzusenden.

Solche Briefe beantwortete Hebbel sehr ernst, oft sogar sehr ausführlich.

Die Naivetät dieser jungen Leute, welche meinen, der Verleger könne es schon gar nicht erwarten, ihre lyrischen Ergüsse dem Publicum in prachtvoller Ausstattung vorzulegen und halte den Säckel nur immer bereit, um von dem entfallenden Honorare einstweilen die Kleinigkeit von 1000 fl. vorzuschießen, belachte er oft, wenn er solche Dinge zum Besten gab, recht herzlich. Dagegen war er allerdings schroff, manchmal sehr spitz und ironisch, wenn er merkte, daß man seine Güte oder seinen Namen mißbrauchen wolle. Ein Schriftsteller (ich verschweige seinen Namen) sandte ein Manuscript, und fragte brieflich an, ob Hebbel die Widmung dieses Werkes annehmen wolle. Hebbel glaubte eine Absicht zu bemerken; er meinte nämlich, es werde der Annahme der Widmung ein zweiter Brief folgen, worin er angegangen werden möchte, einen Verleger zu verschaffen. Dem kam Hebbel zuvor, indem er antwortete, er nehme die Widmung recht gerne an, er mache den Autor aber darauf aufmerksam, daß er für dieses Buch nicht leicht einen Verleger finden dürfte. „Oder“ — setzte er ironisch fragend hinzu — „haben Sie einen solchen vielleicht schon gefunden?“

Ob Hebbel in diesem Falle nicht zu weit gieng, ob ihn sein Mißtrauen einem sehr achtbaren Schriftsteller gegenüber nicht täuschte, kann ich nicht beurtheilen; im Allgemeinen wußte Hebbel sehr genau zu unterscheiden, ob sich ihm Jemand unbefangen und absichtslos, aus reiner Theilnahme oder aber aus eigennützigen und selbstsüchtigen Motiven zu nähern uche; man mochte die letztern auch noch so sehr zu ver-

bergen gesucht haben, er besaß hiefür ein sehr scharfes Auge.

Von einem andern Schriftsteller (dessen Namen ich ebenfalls verschweige) erhielt Hebbel ein sehr begeistertes Schreiben, worin der Briefschreiber sagte, daß ihm der Verfasser der „Maria Magdalena“ in der Vorrede zu diesem Drama ganz aus der Seele gesprochen, und daß er sich unbedingt zu den daselbst ausgesprochenen Principien bezüglich des Drama bekenne. Nach einiger Zeit erhielt Hebbel von demselben ein Drama zur Beurtheilung eingesendet. Hebbel antwortete: „Es ist mir aus Ihrer dramatischen Arbeit noch nicht klar geworden, ob Sie mit Nothwendigkeit produciren oder nicht.“

Dieses Urtheil schien auf den früher begeisterten Briefschreiber einen üblen Eindruck gemacht zu haben, denn sogleich schrieb er wieder, und erklärte, daß er in seiner Grundanschauung über das Wesen des Dramas von Hebbel's Ansichten allerdings sehr bedeutend abweiche.

Derartige Schwankungen brachten unsern Dichter aber niemals aus der Fassung, denn er war auf sie vorbereitet. Ueberhaupt war sein Verhalten den Dichterlingen gegenüber höchst ergötzlich. Ein wirkliches Talent, eine wahrhafte Begabung hat er nie verkannt; aber wie jedem großen Manne erging es auch ihm darin, daß er häufig von sogenannten inwendig Unsterblichen belästigt wurde. Gegen solche war er mild oder streng, ironisch oder offen, je nach Umständen, niemals aber unwahr.

Während seiner Krankheit wurde ihm ein Stück — „Agnes Bernauer“ — eingesendet. Der Schmerz verhinderte ihn, es sogleich zu lesen. Nach einiger Zeit kam der Verfasser, um Hebbel's Meinung zu hören. „Sie wissen vielleicht“ — sagte Hebbel — „daß auch ich eine „Agnes

Bernauer“ geschrieben habe; diese kenne ich ganz gut; wollen Sie mir nicht kurz auseinandersetzen, worin sich Ihre „Bernauerin“ von der meinigen unterscheidet?“ — „Im fünften Act,“ lautete die Antwort. — „Gut,“ sagte Hebbel, „dann fangen wir gleich beim fünften Acte an.“ Der Fremde las, es entwickelte sich Alles ganz ruhig, Agnes wird gerettet und die Straubinger sind um ein Spectakel betrogen. Der Vorleser hatte geendet und schwieg erwartungsvoll; aber mit jenem Lächeln, welches nur ihm eigen war, sagte Hebbel: „Es ist Ihnen da etwas gelungen, mein Lieber, was mir allerdings nicht gelungen ist!“ Freudestrahlend schied der naive Verfasser, und kurze Zeit darauf konnte man in einigen Journalen unter den Kunstnotizen die Nachricht lesen, N. N. habe eine „Agnes Bernauer“ geschrieben, welche Hebbel selbst höher als seine eigene stelle.

Bei diesem Schriftsteller hatte sich Hebbel durch einen glücklichen Kunstgriff von vier Acten dispensirt; nicht so leichten Kaufes kam er bei einem andern dramatischen Schriftsteller davon, welcher nach Wien kam, Hebbel besuchte und bat, er möchte ihm Gelegenheit verschaffen, sein neuestes dramatisches Werk einem ausgewählten Kreise bekannt machen zu können. Hebbel lud eine Gesellschaft auf den Abend zu sich, wo der Verfasser sein Drama vorlesen sollte. Der Abend kam und die Vorlesung begann. Nachdem sie zu Ende war, machten einige der Gäste ihre Bemerkungen; Hebbel schwieg. Der Verfasser, der für diese milde Form des Tadels kein Verständniß hatte, wendete sich nun direct an Hebbel mit der Frage, was er von dem Drama halte. „Ich bin mit der Lösung der Verwicklung nicht ganz einverstanden,“ sagte Hebbel. — „Dacht' ich's doch!“ erwiderte der Verfasser, und indem er ein zweites Manuscript aus der Rocktasche

hervorholte, fuhr er selbstzufrieden fort: „Damit Sie sehen, daß auch ich so weit gedacht, will ich Ihnen den fünften Act, den ich hier in einer ganz andern Weise bearbeitet habe, vorlesen." Was war zu thun? — man fügte sich und hörte einen neuen fünften Act. Hebbel war aber auch mit dieser Lösung nicht einverstanden, und zum Entsetzen der ganzen Gesellschaft zog der unerschöpfliche Dichter — wie Döbler ein neues Sträußchen — ein drittes Manuscript hervor, worin aus purer Vorsorge der letzte Act auf eine dritte Weise bearbeitet war. Zur dritten Lesung des Entwurfes kam es aber nicht; dies überlassen die Dichter den Parlamentshäusern.

Wenn man einen Wink Hebbel's nicht verstand, so brach er ab. Ueberhaupt waren seine Urtheile mehr allgemein als ins Detail gehend; deßhalb war es auch nicht gar so leicht, aus dem Umgang mit Hebbel einen geistigen Nutzen zu ziehen. Man mußte, wenn man mit ihm in einen wirklich geistigen Verkehr treten wollte, gewissermaßen eine neue Sprache erlernen. Ich möchte sie die Sprache der Abbreviaturen, noch besser die Wink-Sprache nennen. Verstand man einen Wink Hebbels nicht, so verstand man das Beste nicht von dem, was er sagen wollte. Dann entrang sich seinem Herzen ein Stoßseufzer, wie etwa: „Wie wenig verstehen es doch die Menschen, in das Gedankenleben eines Andern hineinzuschauen!" Wo er aber ins Detail ging, war er äußerst präcis. So sagte er mir einmal über Laube's „Karlsschüler": „Das Stück hat manche gute Scene, namentlich ist die eine Scene, wo das Schubart'sche Gedicht vorgelesen wird, sehr gut angelegt; lächerlich ist aber die Peripetie, denn diese wird herbeigeführt durch einen ganz äußerlichen Theatererfolg, nämlich durch die günstige Aufnahme der

„Räuber“ in Mannheim. Es ist unglaublich, daß sich der Serenissimus durch einen äußern Theatererfolg einschüchtern ließ und von seinem Entschlusse bezüglich Schiller's abstand.“ —

In lange ästhetische Auseinandersetzungen sich einzulassen, liebte er bei solchen Beurtheilungen nicht; am liebsten wirkte er durch das Beispiel. Wie er im Leben in Momenten, da es sich um bedeutende Angelegenheiten handelte, das volle Gewicht seiner Persönlichkeit in die Wagschale legte, also zog er auch in seinen Urtheilen über Leistungen Mündlichkeit, Kürze, rasche persönliche Verständigung allen langwierigen Discussionen vor. Um so mehr können wir hieraus ersehen, welches Opfer er mit den früher erwähnten, oft sehr ausführlichen Briefen an ganz unbekannte und ganz unbedeutende Menschen sich auferlegt. Las man ihm z. B. eine Arbeit vor, so unterbrach er den Leser nicht; auch ließ er sich, wenn man fertig war, selten auf's Detail ein, er tadelte nicht diese oder jene Stelle, zeigte auch selten, wie da oder dort ausgebessert werden müßte. Ruhig, ohne eine Miene zu verziehen, wartete er das Ende ab, und fand er die Sache nur überhaupt der Mühe werth, ein Wort darüber zu verlieren, so sagte er z. B.: „So weit kommt jeder Polizeicommissär!“ oder: „Sind Sie fertig? jetzt fängt der Dichter eigentlich erst an“ — oder er stand wohl manchmal auch auf, nahm aus seinem Bücherkasten ein Buch heraus, und las dem gerne aufhorchenden Kunstjünger ein Stück vor, welches bei der betreffenden Arbeit als Vorbild dienen konnte und fähig war, einen Begriff davon zu geben, wie eine derartige Arbeit ausgeführt werden müsse. Wer ihn da nicht verstand, der konnte von diesem Meister freilich nichts lernen. Die Geduld, die Hebbel bei solchen Anlässen zeigte, erinnerte mich zuweilen an die Sanftmuth Spinoza's.

Diese seine Art der Belehrung durch das Beispiel verdankte er, wie er mir erzählte, dem großen Thorwaldsen. Ein Schüler dieses Meisters modellirte eine Figur. Thorwaldsen trat in die Werkstätte, und der Schüler war begierig, ein Wort seines Meisters zu vernehmen. Dieser aber, anstatt ein Wort zu reden, drückte seinen Finger in den gefügigen Stoff; sogleich hatte die Figur eine andere Form, und das Urtheil war gesprochen. „Sehen Sie" — sagte Hebbel, da er mir dieß erzählte — „das ist Kritik."

Es machte ihm eine große Freude, als ich ihm erzählte, daß auch Franz Lißt in ähnlicher Weise vorzugehen pflegte, und daß auch dieser Meister einem ausgezeichneten Schüler, der seinen Erwartungen bereits nahe kommt, zur Belehrung und Belohnung das von dem Schüler einstudirte Stück vorspielt.

Hebbel besaß bei aller Schroffheit der Außenseite ein wahrhaft kindliches Gemüth. Dieß zeigte sich denen, die mit ihm verkehrten, bei tausend Anlässen; nirgends aber zeigte es sich reiner als in seiner Liebe zu den Thieren und Pflanzen.

Unter den Blumen waren es die Veilchen, für die er eine besondere Vorliebe hatte. Im Augarten, seinem gewöhnlichen Spaziergange, pflückte er die Veilchen gerne mit eigener Hand, um sie zum Sträußchen zu winden, was er mit einem frisch abgerissenen langen Grashalme zu thun liebte. Als er eines Abends eben sein Sträußchen sorgfältig wand, sagte er mir unter Anderem: „Der ist kein Blumenfreund, der sich die Blumen kauft; die wollen selbst gepflückt sein! Noch weniger aber hat der ästhetischen Sinn, der sich vom Hause einen Bindfaden mitbringt, in der Absicht, seinen Strauß zu winden. Das paßt nicht zusammen. Selbst das Band muß von der reinen Natur gespendet sein."

Dieser Vorliebe des Dichters haben wir gar manche liebliche Stelle in seinen Werken zu danken; eine der duftigsten dieser Art in den „Nibelungen", ich meine die Stelle in „Siegfried's Tod" (Act 2, Scene 6)*), wo die Valkyre Brunhild zum ersten Male ein Veilchen erblickt, das Einzige, was sie in dieser ihr fremden Welt zu entzücken vermag.

Hebbel ließ sich in seiner Lieblingsbeschäftigung durch nichts stören; unbekümmert um die als Wächter des Augartens aufgestellten Invaliden betrat er ruhig den grünen Rasen, wo ihm seine Veilchen blühten. Einmal wurde er von einem der Wächter darüber zur Rede gestellt. Die unsägliche Ruhe, mit der er trotz der Einsprache sein Geschäft fortsetzte, flößte dem Wächter eine solche Ehrfurcht ein, daß er den wunderlichen Mann ruhig gewähren ließ und seiner Wege ging. Seit jenem Vorfalle grüßte ihn der Wächter in der Folgezeit jedesmal, so oft er ihn erblickte, schon aus der Ferne ehrfurchtsvoll.

Wie unter den Blumen die Veilchen, so liebte Hebbel unter den Thieren ganz besonders die Eichhörnchen. Im Jahre 1861 hatte er zwei solche Thierchen bei sich, von denen das eine bereits drei Jahre in seinem Hause lebte. Dieses — das Aeltere — war an ihn, an seine Frau und seine Tochter so gewöhnt, daß es gar possirlich von dem Einen zum Andern hüpfte. Gar manchmal kam Frau Hebbel ins Zimmer und ein Eichhörnchen hing an ihr; gar manchmal ging ich mit Hebbel stundenlang in ernstem Gespräche in seinem Zimmer auf und ab und ein Eichhörnchen saß auf seiner Schulter. „Sehen Sie! dies Eine, dies ältere — sagte er mir einmal — versteht Alles, was ich mit ihm

*) Fr. Hebbel's sämmtliche Werke, 5. Bd., S. 74.

spreche. Ich liebe dieses Thier außerordentlich. Die Eichhörnchen sind im Volksglauben verwunschene Menschen; sie repräsentiren aber in Wirklichkeit durch ihr behendes Wesen das Elfenhafte, und mögen die Veranlassung gewesen sein zum Elfenglauben, wie die Maulwürfe zum Glauben an Gnomen."

Auch dieser Neigung des Dichters verdanken wir eine der zartesten Stellen in den „Nibelungen". Es ist die Stelle in „Krimhild's Rache" (Act 1, Scene 3 und 4)*), wo Krimhild ihre Eichkätzchen und Vögel füttert, da Ute in deren Zimmer tritt, um sie auf die Werbung Etzel's vorzubereiten.

Hebbel wohnte zu jener Zeit (1861) in der Stadt unter den Tuchlauben beim „Kühfuß". Im October dieses Jahres machte er eine Reise nach Norddeutschland. Die Abwesenheit des Dichters wurde von seiner Frau dazu benützt, die Uebersiedlung vorzunehmen. Als Hebbel von seiner Reise zurückkam, fand er seine Wohnung in der Roßau (Liechtensteinstraße). Kurze Zeit nach seiner Rückkunft fand ich ihn eines Abends sehr mißmuthig und niedergedrückt. Auf meine Frage über die Ursache dieser Stimmung entgegnete Hebbel: „Ja, ich habe, seitdem wir uns das letzte Mal gesehen, einen großen Verlust erlitten! Mein Eichhörnchen, das liebe Thier, ist gestorben." — Doch das jüngere! — sagte ich, da ich wußte, daß sich dieß in seine Gunst noch nicht so eingenistet hatte; er aber antwortete: „Ja wenn es das jüngere wäre, so würde ich mir nichts daraus machen, aber das Thier war so klug und gewöhnt an mich." Hierauf zeigte er mir dasselbe bereits ausgestopft am Fenster stehen und fügte

*) Fr. Hebbel's sämmtliche Werke, Bd. 5, S. 200, 201.

hinzu: „Wenn mir der Arzt nicht die Versicherung gegeben hätte, daß meine Vermuthung eine unrichtige sei, so würde ich dieses Quartier verwünschen! Denn ich meinte, daß sich das Thier beim Umziehen erkältet habe."

Wir gingen hierauf spazieren und sprachen allerlei; aber durch alle seine Reden klang immer ein Ton der Wehmuth durch; er konnte den Gedanken an das verlorene Eichhörnchen nicht los werden. Als wir uns nachher verabschiedeten, kam er ausdrücklich wieder auf das Thema zurück, und sagte: „Glauben Sie mir, ich werde den ganzen Winter hindurch den Schmerz nicht verwinden können."

Wie er das Eichhörnchen liebte, so stark war seine Abneigung gegen den Schwan. Man wird dieß vielleicht sonderbar finden, allein seine Antipathie gegen dieses Thier war keine Idiosynkrasie (etwa wie manche Menschen keine Katze leiden mögen), sondern sie hatte einen ganz realen Grund. Der Anblick des Schwans erinnerte ihn an einen Act der Bosheit und einen damit verbundenen Verlust. Wir gingen einmal an einem schönen Sonntagsmorgen im Mai 1862 in den Liechtenstein'schen Garten, der seiner Wohnung ziemlich nahe lag. Im Teiche dieses Gartens sahen wir einen Schwan, der auf dem ruhigen Wasserspiegel majestätisch dahin ruderte.

„Was für ein schönes Thier ist solch' ein Schwan!" sagte ich.

„Oh! der ist sehr boshaft", versetzte Hebbel; „ich hasse ihn!"

„Warum?" fragte ich.

„Das will ich Ihnen erzählen" — entgegnete er. — „Ich hatte einen wunderschönen kleinen Hund. Eines Tages geh' ich mit ihm in einen Garten, wo sich solch ein Teich

befindet, und einige Schwäne schwimmen da herum. Ich bleibe stehn und sehe zu, mein Hündchen geht bis an den Rand des Teiches und bleibt ebenfalls stehen. Kaum hatte einer der Schwäne meinen Hund erblickt, da rudert der Kerl direct ans Ufer, schlingt seinen Hals um den Kopf des Hundes und senkt ihn in die Tiefe hinunter. Der Hund war verloren und seit jener Zeit erinnert mich jeder Schwan an jene Bosheit und an meinen verlorenen Hund. Auch der Schwan im „Lohengrin“ ist mir deshalb unsympathisch.“

Sehr gerne ging Hebbel nach Schönbrunn, die Menagerie zu besichtigen. Wir waren öfter zusammen dort, das letzte Mal noch im Jahre 1863 (ungefähr drei Monate vor seinem Tode). Beim Rhinozeros blieb er oft lange stehen. „Dieses,“ sagte er, „ist für uns noch ein Stück Ueberrest der Vorwelt. Gegen dieses Thier ist der Elephant ein wahrer Stutzer, ein ganzer Salonmann.“ Und nach einer Weile weiteren Anschauens wieder: „An diesem Thiere kann man erkennen, wie lange die Natur gebraucht hat und welch' schwerfälliger Formen sie sich bediente, bevor es ihr gelungen, unsere schöner geformten Thiere, etwa unser Pferd hervorzubringen.“

Den Eisbär hielt er für ein graziöses Thier. „Sehen Sie,“ sagte er, „wie er sich die Speise auf seiner Tatze, wie auf einem Präsentirteller zuführt.“

Für jedes Thier hatte er irgend eine gutmüthige, von seiner Liebe zu den Thieren zeugende Bemerkung.

Für das oben erwähnte im Jahre 1861 gestorbene Eichkätzchen brachte sich Hebbel im darauf folgenden Jahre (1862) ein neues aus Gmunden mit. Am 19. September Abends begleitete ich Hebbel, seine Frau und Tochter; wir

gingen, um für das neue Eichkätzchen einen großen Käfig zu kaufen. Der Hund lief mit. Auf dem Rückwege trennten sich die beiden Damen von uns, und der Hund sprang unschlüssig hin und her; er wäre gerne nach beiden Richtungen hin mitgegangen, denn er war an die Damen ebenso gewöhnt, wie an den thierfreundlichen Dichter. Wir hatten endlich Mühe, ihn bei uns zu behalten. Durch diesen Umstand kamen wir wieder auf die Thiere und Hebbel sprach bei dieser Gelegenheit die folgenden merkwürdigen Worte aus: „In diesem Punkte bin ich ein Indier. Wer ein Thier, nicht die Gattung, sondern ein Individuum liebt, dem wird das Thier sehr viel vom Weltgeheimniß und von der Natur offenbaren. Ich habe meinem Eichkätzchen mehr zu danken, als dem Studium der Naturwissenschaft.“

Was ist das nun für ein Mensch, der so empfindet? Was sind alle Aeußerlichkeiten im Umgange gegen diese Tiefe des Gefühls!

Zur Ergänzung dieser Mittheilungen habe ich noch auf das Gedicht „Der Brahmine“ *) hinzuweisen, welches Hebbel wenige Monate vor seinem Tode während der heftigsten Leiden in Gmunden gedichtet und worin die echt indische Weltanschauung des Dichters einen künstlerischen, wahrhaft vollendeten Ausdruck gefunden.

Trotz solcher Milde war der Ruf von Hebbel's schroffem Wesen stark verbreitet, so daß Viele, welche die Werke des Dichters bewunderten, eine gewisse Scheu, mit ihm in Berührung zu treten, nicht leicht überwinden konnten. Als Hebbel z. B. den Dichter Eduard Mörike besuchte, sagte dieser ganz überrascht: „Mich wundert, daß Sie mich be-

*) Fr. Hebbel's sämmtliche Werke, Bd. 8, S. 32—36.

suchen; man sagte mir, Sie hielten mich für gar keinen Dichter." — Hebbel führte ihn ruhig aus diesem Irrthum heraus, Mörike gewann ihn sehr lieb und sagte ihm beim Abschiede: „Der Eindruck, den Sie mir gemacht haben, ist der eines mächtig brausenden Wasserfalles."

Man mußte Hebbel allerdings erst näher kennen lernen, um zu erfahren, welch' edler Kern hinter der herben Schale verborgen war, was für ein Herz er hatte.

Ueberaus liebenswürdig und schlagend war sein Humor. Dieser gab sich ebensowohl in einzelnen Aussprüchen, in scharfsinnigen Bemerkungen zu erkennen, wie auch in ganzen Scenen, die er in eigener Person bald absichtslos erlebte, bald absichtlich herbeiführte, und die manchmal so geartet sind, daß deren Erfindung manchem Comödiendichter wohl zur Ehre gereichen würde. Ich will eine solche Begebenheit erzählen. Sie datirt aus der Zeit seines Pariser Aufenthaltes und verhält sich, wie der Dichter, der hier in einem selbst erlebten Lustspiele die Rolle des Intriguanten durchgeführt, sie mir einst mitgetheilt, folgendermaßen:

Hebbel saß eines Tages in Paris in einem Kaffeehause; er hatte eben seinen „Haideknaben" gedichtet, und diese Ballade, weil ihm kein Blättchen Papier zu Gebote stand, auf die Umschlagseite eines Exemplares des „Buches der Lieder" von Heine niedergeschrieben. Neben ihm saß ein Herr (es war ein schwedischer Professor), der mit ihm unbekannterweise ein Gespräch anknüpfte. Nachdem derselbe zu Hebbel einiges Zutrauen gefaßt zu haben schien, sagte er: Sehen Sie, ich bin eigentlich wegen zweier Menschen nach Paris gekommen, um sie kennen zu lernen. Es soll sich nämlich, wie ich gehört habe, der deutsche Dichter Friedrich Hebbel gegenwärtig hier aufhalten. Das ist der Eine, und

der Andere ist — Heine. Ich weiß nicht, ob es mir gelingen wird, das Ziel meiner Reise zu erreichen.

Nichts leichter, als das — sagte Hebbel.

Wie so?

Ich führe Sie zu Heine.

Ist's möglich? Sie kennen Heine?

Sehr gut.

O! wie sehr verpflichten Sie mich. Und Hebbel?

Den kennen Sie bereits; denn Hebbel bin ich selbst.

Man kann sich das Entzücken des Professors nun vorstellen, der sich da flugs am Ziel seiner Wünsche sah. Hebbel führte ihn zu Heine. Heine mochte gerade gut aufgelegt sein und glaubte nichts Anderes, als daß Hebbel ihm ein Opfer zuführe, welches er mit Behagen schlachten könne. Heine fing sogleich an, auf den harmlosen Professor einige Pfeile seines Witzes abzuschießen. Hebbel aber gefiel das durchaus nicht, und rasch fand er die geeigneten Mittel, um Heine von der beliebten satyrischen Richtung abzulenken.

Die Folge dieses Besuches war, daß der schwedische Professor sich von Heine möglichst ferne hielt, an Hebbel aber sich desto inniger und zutraulicher anschloß, und in kurzer Zeit lebte er mit dem Dichter, den er auf so eigenthümliche Weise kennen gelernt, auf so vertraulichem Fuße, daß er tagtäglich mit ihm zusammentraf.

Es hat aber außer den beiden Dichtern, derentwillen der gute Professor nach Paris gekommen sein wollte, in der großen Weltstadt noch manches Andere eine nicht unbedeutende Anziehungskraft auf ihn zu üben vermocht; namentlich war es eine junge Schöne, deren Reizungen ihn derart zu fesseln wußten, daß in kurzer Zeit zwischen Beiden ein Band für die „Ewigkeit“ geknüpft war.

Der Endpunkt dieser Ewigkeit war aber nicht mehr ferne; denn die Stunde, da der Professor Paris verlassen und in die nordische Heimath zurückkehren sollte, rückte immer näher heran. Wie erschrack aber der gute Mann, als seine Geliebte ihm unter Thränen schwur, sie wolle ihm ewig treu bleiben, und zum Beweise ihrer Treue sich bereit erklärte, Paris zu verlassen und ihm in seine Heimath zu folgen.

Der harmlose Professor war außer sich. So stark hatte er sich die Macht der Liebe nicht gedacht. Er wußte sich nicht zu rathen und nicht zu helfen. Was sollte er mit einer Pariser Grisette in Schweden anfangen, und was wird hiezu die Frau Professorin sagen? Es war fürchterlich. In seiner Noth wendete er sich an Hebbel, und ihm ergoß er sein Herz mit der Bitte, ihn aus der peinlichen Verlegenheit zu befreien!

Der Dichter, der schon damals so viel Menschenkenntniß besaß, um einzusehen, wie die Unerfahrenheit und Harmlosigkeit des Fremden mißbraucht wurde, versprach Abhilfe. Er entschloß sich, ein psychologisches Experiment auszuführen, welches nach seiner Voraussetzung nicht ohne Wirkung vorübergehen konnte. Vor Allem ließ er sich von dem bedrängten Manne die Stunden angeben, die er bei seiner Schönen zubringe, und nun besuchte Hebbel die treue Schöne des Professors zu einer Zeit, in der er diesen verabredetermaßen dort nicht zu treffen erwarten durfte. Zwischen Hebbel und der reiselustigen Dame entspann sich nun ein Gespräch, welches mir Hebbel mit dramatischer Lebendigkeit in folgender Weise erzählte:

Hebbel: Ist der Herr Professor zu Hause?

Dame: Nein, mein Herr! Kann ich ihm vielleicht etwas bestellen?

Hebbel: Danke! Ich hörte, daß er abreise, und so — — — —

Dame: Ja, er reist ab und ich reise mit.

Hebbel: Wie? Sie! Sie reisen mit? Das ist in der That ein großer Entschluß!

Dame: Ein großer Entschluß? — mit meinem Geliebten zu reisen? — Ei! Ich bitte, nehmen Sie doch Platz. Wie meinen Sie das?

Hebbel: Mein Gott, ganz einfach. Ich denke von meinem Freunde viel zu ehrenhaft, als daß ich annehmen sollte, er wolle Sie hinters Licht führen.

Dame: Hinters Licht führen?

Hebbel: Als offener, ehrlicher Mann wird er Ihnen wohl eine Schilderung entworfen haben von dem Lande, nach dem Sie ihn begleiten sollen. Haben Sie sich schon mit festen juchtenledernen Stiefeln versehen?

Dame: Wozu das?

Hebbel: Nun, er wird Ihnen doch nicht verschwiegen haben, daß in seiner Heimath der Koth und Schnee immer bis an die Knie reicht, und daß man daselbst ohne Juchtenstiefel keinen Schritt weit gehen kann!

Dame: Nein! Das hat er mir nicht gesagt.

Hebbel: Am allerschwierigsten wird es für Ihren Gaumen sein, sich an diesen Thran zu gewöhnen, mit dem daselbst — statt mit Butter, wie bei uns — die Speisen bereitet werden.

Dame: Mit Thran?

Hebbel: Allerdings. Wenn er Ihnen Alles das gesagt hat und Sie dennoch entschlossen sind zu reisen, so bewundere ich Ihren Heroismus.

Dame: Kein Wort hat er gesagt, kein Wort von alledem!

Hebbel: Ei, mein schlauer Freund, wär's möglich?

Die Unterredung war hiemit bis auf den Punkt gediehen, wohin sie Hebbel für diesen Tag führen wollte; deßhalb machte er nur noch einige Bemerkungen über den hinterlistigen Verräther, suchte, so gut es anging, das Gespräch abzubrechen, und nahm einen Vorwand, um sich mit guter Art zu entfernen, was er natürlich gar nicht mehr thun konnte, ohne der einmal erregten Neugierde das Versprechen zu geben, bald wiederzukommen.

Nun wurde der schwedische Professor aufgesucht, von den bisherigen Operationen des Manövers in Kenntniß gesetzt und genau unterrichtet, wie er selbst sich weiter zu benehmen habe. Bei der ihm zweifellos bevorstehenden Scene sollte er nämlich ganz entschieden leugnen, Hebbel's Aeußerungen als schnöde Verleumdung seines schönen Vaterlandes darstellen, und kurz ganz Schweden als ein einziges wahres Paradies schildern. So rieth ihm Hebbel.

Als der Dichter hierauf bei der Dame seinen zweiten Besuch machte, empfing ihn diese bereits wie einen bekannten Freund und Rathgeber, und erzählte ihm verwundert, daß der Professor alle die Dinge in Bezug auf Schweden direct leugnete. Lächelnd sagte Hebbel: „Hieraus können Sie nun ersehen, daß seine Neigung zu Ihnen sogar seine Wahrheitsliebe übersteigt, und es ist wohl nicht unverzeihlich, wenn er aus allzuheftiger Liebe, in der Furcht, Sie zu verlieren, Ihnen diejenigen Unannehmlichkeiten verheimlicht, denen Sie mit ihm entgegengehen und die Sie in Ihrem Entschlusse, ihm zu folgen, vielleicht doch hätten wankend machen können. Ich drücke Ihnen daher wiederholt meine Bewunderung aus, daß Sie Ihren Entschluß wirklich auszuführen gedenken."

Miene und Geberde der Dame sagten dem tiefblickenden, in ihrer Seele lesenden Dichter, daß er am Ziele sei, und so suchte er, wie das erstemal, einen schicklichen Vorwand, das Gespräch abzubrechen und sich auf gute Art davon zu machen. Er empfahl sich in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten.

Des andern Tages kam der schwedische Professor jubelnd und frohlockend zu Hebbel, und erzählte ihm, seine Geliebte habe ihn unter heißen Thränen beschworen, er könne ein so großes Opfer nicht verlangen, daß sie ihre Verwandten, ihre Mutterstadt, an die sie so viele heilige Erinnerungen knüften, verlassen solle u. s. w. u. s. w.

Der Professor reiste ungehindert ab, nachdem ein Intriguen-Lustspiel, in dem ein begabter dramatischer Dichter einmal sich selbst zur handelnden Person gemacht hatte, zu Ende gespielt war*).

Wie es dem schwedischen Professor mit Hebbel erging, so ging es diesem wieder einmal mit Fallmerayer. Hebbel kam nach München. Er wollte Fallmerayer kennen lernen und erkundigte sich nach dessen Wohnung. Zu seinem Be-

*) Emil Kuh, welcher als Redacteur der „Presse" diese Geschichte von dem schwedischen Professor in das Feuilleton der „Presse" aufgenommen, erzählte mir, Professor Glaser (gegenwärtig Justizminister), habe bemerkt, Hebbel möchte einer so geläufigen Conversation in französischer Sprache, wie sie hier zum Ausdruck komme, kaum fähig gewesen sein. Ob Hebbel nun der französischen Sprache so weit mächtig war oder nicht, dafür kann ich allerdings die Bürgschaft nicht übernehmen; wofür ich allein bürge, ist die Thatsache, daß Hebbel mir die Geschichte genau so erzählt hat, wie ich sie hier mittheile. Und sollte er sie selbst erfunden haben, so wäre ja auch dieß ein Charakterzug, welchen kennen zu lernen nicht ohne Interesse ist.

dauern erfuhr er, daß Fallmerayer in München gar nicht anwesend sei. Des Abends war Hebbel in Gesellschaft und unterhielt sich mit einem ihm gänzlich unbekannten Herrn auf die angenehmste Weise. Jener Fremde hatte sich an Hebbel herangemacht, wich den ganzen Abend nicht von ihm, so daß sie auch während des Speisens nebeneinander saßen und ihre Unterhaltung fortsetzen konnten. Hebbel war begierig, zu wissen, wer der Mann sei, dessen Geist und Gelehrsamkeit so ungewöhnlich war und ihn so außerordentlich fesselte. Er bemerkte seinem Gesellschafter, daß es ihm höchst angenehm wäre, den Namen des Mannes zu kennen, dem er eine so anregende uud belehrende Unterhaltung verdanke.

„Ich heiße Fallmerayer“ — sagte der Angeredete.

„Wie? Sie sind in München?“ — fragte Hebbel.

„Wie Sie sehen!“

„X . . . sagte mir aber, daß Sie nicht in München sind, als ich mich bei ihm nach Ihrer Wohnung erkundigte.“

Fallmerayer lächelte wehmüthig nnd sagte: „Sehr natürlich! X . . . weiß, daß er mit Ihnen hier umgehen muß. Dieß wäre ihm aber unmöglich mit einem Manne, der zu gleicher Zeit mit mir verkehrt. Um also mit Ihnen im ungestörten Verkehre bleiben zu können, erfand er meine Abwesenheit.“

Hebbel begriff den Zusammenhang. X . . . war eine am bayerischen Hofe einflußreiche Persönlichkeit, Fallmerayer hingegen in Folge seiner politischen Gesinnungen und Schriften ebendaselbst persona ingratissima.

Von jener Stunde an waren Hebbel und Fallmerayer Freunde.

Auch eine Liebesepisode aus Hebbel's Leben, die sich in Paris zugetragen, will ich hier erzählen.

Der Dichter der „Judith“ hatte die Aufmerksamkeit des Königs von Dänemark auf sich gelenkt und trat, mit einem Stipendium versehen, das er der Munificenz des Königs zu danken hatte, seine Reise nach Frankreich und Italien an. In Paris erregte der junge deutsche Dichter, namentlich durch die Art und Weise, wie Heine sich über ihn aussprach, die größte Sensation. Seit Goethe der größte Deutsche! Das war das allgemeine Urtheil.

Es ist kaum zu verwundern, daß auch das schöne Geschlecht sich lebhaft für den blonden Germanen interessirte, wenn auch kaum anzunehmen ist, daß die Pariser Damen die persönliche Bekanntschaft mit seiner „Judith“ gemacht haben. Ganz besonders aber interessirte sich für Hebbel eine Dame, die Frau eines sehr reichen Mannes, der in einer der Vorstädte oder in der Nähe von Paris seine Villa hatte. Hebbel wurde mit Einladungen von Seite der Dame bestürmt, so daß er endlich erschien. Aber mit Einem Besuche war die muntere Französin keineswegs zufrieden, sie verlangte, der Dichter solle ihr täglicher Gast sein. Hebbel schützte die große Entfernung vor, um sich so gut als möglich aus der Schlinge zu ziehen. Er that es, wie er mir sagte, nicht etwa darum, weil er an der Französin keinen Gefallen gefunden hätte, sondern weil er gewisse Eifersüchteleien von Seite des Mannes dieser Dame vermeiden wollte. Wie überrascht mußte er daher sein, als eines schönen Tages der Gemal seiner Verehrerin selbst bei ihm einsprach, ihm sanfte Vorwürfe machte, daß er die herzlichen Einladungen in seinem Hause verschmähe, und ihn dringend bat, dieselben nzunehmen; ja der höfliche Franzose ging so weit, dem

plumpen Deutschen, der sich mit der großen Entfernung entschuldigen wollte, seine eigene Equipage tagtäglich zur Verfügung zu stellen. So ward Hebbel täglicher Gast in dem Hause.

Eines schönen Tages, der Dichter befand sich mit der Frau allein, trat die lebhafte Französin mit einer wunderlichen Zumuthung an den jungen Dichter heran. Sie machte nicht viel Umschweife, sondern sagte in ganz verständlichen Worten: „Heiraten Sie mich!" Hebbel war gerade nicht der Mensch, über einen sonderbaren Einfall außer Fassung zu gerathen, aber die lakonische Aufforderung der Französin befremdete ihn doch. „Wie wäre das möglich," fragte er mit dem ganzen Ernst eines Deutschen, „Sie sind ja verheiratet!" — „O," erwiderte die Französin ernsthaft, „nur ein Wort von Ihnen und ich bin morgen Witwe!"

„Das ist eine rasche Prodecur" — sagte Hebbel — „und ich bewundere die Raschheit Ihres Geistes! Ich würde Sie in der That auch heiraten, wenn mich von diesem Schritte nicht Ein Umstand zurückhielte."

„Was für ein Umstand?" fragte die Französin lebhaft, die sich bereits am Ziele ihrer Wünsche glaubte, weil sie gewiß war, jede Einwendung widerlegen zu können.

Hebbel sagte: „Sie haben Ihren Mann geheiratet und wollen ihn meinethalben aus dem Wege räumen! Ich gebe zu, daß das von Ihnen sehr liebenswürdig und für mich äußerst schmeichelhaft ist; aber wer gibt mir die Garantie, daß Sie morgen oder übermorgen nicht ebenso gut einem Andern zuliebe mich aus dem Wege räumen, wenn ein Anderer das Glück haben sollte, Ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Sie begreifen wohl, meine Theuerste, daß eine Dame, die mit solcher Leichtigkeit sich selbst zur Witwe

machen kann, wie Sie, keine Partie für einen Mann ist, der in der Welt noch manches Andere zu thun hat, als zu heiraten. Vorläufig werde ich eine Reise nach Italien antreten."

Auf diesen Einwand schien die Französin allerdings nicht vorbereitet gewesen zu sein. Hebbel ging und kehrte nimmer wieder. Es war mit ihm, wie man zu sagen pflegt, nicht gut Kirschen zu essen. Er verstand in gewissen Dingen keinen Spaß. Einen interessanten Beitrag zu dieser Seite seines Charakters bildet seine Begegnung mit Karl Hugo.

Hebbel lebte in Hamburg als ganz junger Mann. Er war noch in die Literatur nicht eingetreten; er zehrte von seiner Zukunft, d. h. von seinen berechtigten Hoffnungen im Gegensatze zu Andern, die von ihrer Vergangenheit zehren, wenn die unerbittliche Zeit ihrem Genius die Schwingen abgeschnitten.

Eines Tages kam zu Hebbel ein sicherer Dr. Bernstein und überreichte ihm ein Manuscript, einen Band Gedichte, mit der Bitte, dieselben durchzusehen. Hebbel unterzog sich dieser Aufgabe und fand die Gedichte herzlich schlecht. Er gab nach einiger Zeit dem Autor stillschweigend das Manuscript zurück.

Es verflossen mehrere Jahre. Hebbel war inzwischen mit seiner „Judith" in die Literatur eingetreten. Den Charakter des Revolutionären und Stürmischen hatte Hebbel's erstes Auftreten ganz gewiß, er fand Freunde und Feinde, begeisterte Anhänger und erbitterte Gegner; nirgends aber betrachtete man ihn mit Gleichgiltigkeit; allenthalben machte er Sensation. Er ging nach Italien; auf der Rückreise kam er nach Wien. Er reiste in Gesellschaft eines polnischen Grafen, der ihm in liebevollster Begeisterung anhing.

Dietrichstein hatte zu jener Zeit die oberste Leitung des Burgtheaters. Hebbel machte ihm einen Besuch. Im Vorgemach traf er einen Mann, lang und hager von Gestalt und höchst auffallend durch seine fremdartige Tracht. Während ein Diener Hebbel's Karte hineintrug, entspann sich im Vorgemache zwischen Hebbel und dem Fremden folgendes Gespräch:

Fremder: Kennen Sie mich nicht?

Hebbel: Ich habe nicht die Ehre.

Fremder: Ich bin Hugo!

Hebbel: Hugo?

Fremder: Hugo!

Hebbel: Victor Hugo sind Sie nicht, denn diesen habe ich erst vor Kurzem in Paris gesprochen.

Fremder: Karl Hugo!

Hebbel: Karl Hugo kenne ich nicht.

Hugo: Kennen Sie nicht? Bernstein in Hamburg!

Hebbel: Ah, Bernstein kenn' ich allerdings.

Hugo: Nun, was halten Sie von der Revolution, die ich auf dem Gebiete des Dramas hervorgerufen habe?

Hebbel: Ich komme soeben aus Italien zurück und muß bedauern, mit den allerneuesten Vorgängen der deutschen Literatur noch unbekannt zu sein.

Hugo: Wie, die Revolution, die ich bewirkte, erstreckte sich nicht auf Italien? Sie erstreckte sich auf ganz Europa!

Hebbel: So hat sie dieß allerdings auf eine mir unfühlbare Weise gethan.

Hugo: Was wollen Sie hier? Wollen Sie zu Dietrichstein?

Hebbel: Ja!

Hugo: Umsonst! Sie werden nicht vorgelassen. Ich gehe schon seit einigen Tagen her, stehe täglich einige Stunden hier im Vorzimmer — vergebens.

Hugo hatte die letzten Worte kaum ausgesprochen, als der inzwischen zurückgekommene Diener Hebbel meldete, er möge eintreten.

Nach ungefähr zwei Stunden trat Hebbel wieder heraus. Hugo stand noch immer da. „Ich sehe“ — sagte er zu Hebbel — „daß ich heute wieder umsonst hier stehe.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, ging er nun mit Hebbel fort und begleitete ihn ins Hotel „zum Erzherzog Karl“. Hier angekommen, ging er, ohne von Hebbel aufgefordert zu werden, mit hinauf. Es war gegen 1 Uhr Mittags, und der polnische Graf kam aus seinem Zimmer herüber, um Hebbel zum Frühstück abzuholen, welches sie gemeinschaftlich einzunehmen pflegten. Da der Graf einen Fremden anwesend sah, nahm er Platz und hörte dem Gespräche zu. Hugo erging sich in hyperbolischen Tiraden über seine dramatischen Arbeiten — endlich sagte er: „In mir sehen Sie eigentlich vier Persönlichkeiten vereinigt, nämlich: Christus, Napoleon, Shakespeare und mich selbst.“ — „Jetzt hören Sie mich an“ — fuhr nun Hebbel auf — „bis hieher habe ich geschwiegen und habe allen Ihren Unsinn ruhig angehört. Ihre letzte Aeußerung aber hat den Höhepunkt alles Unsinns erreicht. Jetzt kein Wort mehr! kein Wort! Wie Sie noch ein einziges Wort sprechen, so spazieren Sie da zum Fenster hinunter.“

Hugo wurde bleich und zitterte vor Angst, denn er sah den tiefen Ernst Hebbel's. Er stotterte noch einige Entschuldigungen und ging; Hebbel und der Graf nahmen das Frühstück.

Als Hebbel mir das eben Erzählte mitgetheilt hatte, fügte er hinzu: „Glauben Sie mir sicher, sein Glück war es, daß er ging. Es gibt Dinge, wo ich keinen Spaß verstehe. Es steckt etwas von meinem Hagen in mir. Man schafft keinen solchen Charakter, wenn nicht etwas davon im eigenen Blute liegt.“

Bezog sich ein solcher Angriff hingegen direct auf seine Person, da wird man ihn schwerlich haben in Zorn gerathen sehen, da gebrauchte er nur Witz und Ironie als Waffe. In einer kleinen deutschen Stadt lebte ein kleiner deutscher Dramatiker. Derselbe hatte über Hebbel sich geäußert, daß er ihn für keinen Dichter halte, sondern für einen Mathematiker. Derselbe hatte nämlich die Meinung, daß Hebbel nicht unmittelbar producire, sondern seine Dramen durch eine Art von Combination zu Stande bringe, wie man ein Rechenexempel auflöst. Als Hebbel einmal in jener kleinen deutschen Residenz erschien, wurde er von jenem kleinen Dramatiker mit den auserlesensten Lobeserhebungen überschüttet. „Mich wundert“ — sagte Hebbel — „daß Sie mir so viel Gutes sagen; denn, wie ich höre, halten Sie mich für keinen Dichter, sondern für einen Mathematiker.“ Der kleine Dramatiker war verlegen und stotterte eine Entschuldigung. Hebbel aber reichte ihm freundlich die Hand und sagte: „Das hat übrigens nichts zu sagen; wir können bei völliger Meinungsverschiedenheit und Meinungsfreiheit sehr gute Freunde sein. Sie sind ein Dichter und ich bin ein Dichter, und der ganze Unterschied zwischen uns ist nur der, daß ich kein Dichter bin, wie Sie einer sind, Sie hingegen kein Dichter sind, wie ich einer bin.“

Solch' liebenswürdiger Humor stand ihm immer sehr gut. Ich traf Hebbel einmal bei Bülow (im Hotel „Elisa-

beth") bei Gelegenheit, als dieser im Frühlinge 1860 in Wien concertirte. Es war von verschiedenen Dingen die Rede, unter Anderem kam man auch auf das Rauchen. Wir Beide (Bülow und ich) rauchten, nur Hebbel verschmähte die ihm angebotene Cigarre. Bülow fragte Hebbel, ob er vielleicht principiell gegen das Rauchen sei. „O nein" — sagte Hebbel — „ganz und gar nicht; ich beneide vielmehr Jeden, dem eine gute Cigarre Vergnügen gewährt, und noch weit mehr Denjenigen, dem eine schlechte Cigarre denselben Dienst leistet."

Beim Weggehen verehrte Hebbel der Frau Cosima Bülow (gegenwärtig Wagner), welche Hebbel's „Maria Magdalena" ins Französische übersetzt hat, ein schön gebundenes Exemplar seines eben vor Kurzem erschienenen, von der Tiedge-Stiftung mit dem Preise gekrönten Gedichtes „Mutter und Kind".

Eines Tages erhielt Hebbel den Besuch des Dichters Zirndorfer, dessen „Cassandra" damals in Wien viel von sich reden machte. Zirndorfer ist Jude und hat rothe Haare. Kaum war er wieder weg, so trat Emil Kuh ein, und Hebbel sagte scherzend: „Soeben habe ich Jehovah aus dem brennenden Dornbusche herausreden hören."

Hebbel liebte aber gute und schlagfertige Antworten auch an Andern und kargte mit seinem Beifall und seiner Anerkennung nicht. Ich befand mich im Jahre 1863, als Richard Wagner im Theater an der Wien seine Concerte dirigirte, in einer sehr belebten Abendgesellschaft. Eine Dame, die den Ruf hat, sehr geistreich zu sein, drückte der Dame des Hauses den Wunsch aus, ich möchte ihr vorgestellt werden. Dieß geschah. Sogleich begann die Geistreiche: Sie sind für Richard Wagner sehr eingenommen. Ich hatte so-

gleich die Empfindung, die Dame wolle sich mit mir in eine Polemik einlassen, und dieß verletzte mich; deßhalb erwiderte ich ruhig: Mir gefallen seine Werke! — Ich muß Ihnen aufrichtig gestehen — fuhr hierauf die Dame fort, daß mir Wagner's Werke nicht gefallen! — Gnädige Frau! — entgegnete ich — wie es gefällig ist! Hiemit war die Unterhaltung zu Ende. Als ich am andern Tage Hebbel das Gespräch erzählte, sagte er: „Kulke! das haben Sie gut gemacht! Napoleon hätte keine bessere Antwort geben können."

Der berühmte Mathematiker Jakobi wurde einst in Gesellschaft gefragt: „Nicht wahr, Sie sind der Bruder des Physikers Jakobi in Petersburg?" — „Nein," antwortete er, „der Physiker Jakobi in Petersburg ist ein Bruder von mir."

In ganz ähnlicher Weise antwortete einmal Friedrich Hebbel.

„Sie haben eine große Verwandtschaft mit Arthur Schopenhauer, Herr Doctor!" bemerkte ihm Jemand.

Der Dichter, der den Philosophen Arthur Schopenhauer gar nicht kannte, nie ein Wort von ihm, noch über ihn gelesen hatte, dachte sich unter diesem einen jungen Mann, der etwa erst anfange, als Schriftsteller aufzutauchen. Hebbel meinte, aus seinen Dramen heraus habe sich derselbe ein paar Gedanken zurückgelegt, und daraus ein philosophisches System construirt; deßhalb antwortete er auf jene Bemerkung etwas verletzt: „Sie irren, mein Herr, Sie meinen wohl, daß dieser Schopenhauer Verwandtschaft mit mir habe."

„Es müßte seltsam zugegangen sein," sagte hierauf der Andere, „daß Schopenhauer Ihre Gedanken im Voraus sollte errathen haben."

„Wieso?“ fragte Hebbel aufmerksam.

„Denn so viel ich weiß,“ setzte der Andere fort, „ist Schopenhauer's Hauptwerk: „Die Welt als Wille und Vorstellung“ bereits im Jahre 1818 erschienen.“

„Da war ich allerdings erst fünf Jahre alt“ — sagte Hebbel verwundert, und seine Begierde, den Philosophen Schopenhauer kennen zu lernen, war in hohem Grade angefacht.

Nicht lange nach diesem kleinen Vorfalle befanden sich sämmtliche Schriften Schopenhauer's auf Hebbel's Tische. Dies war im Jahre 1857. Das Erste, was er nun las, war eine Vorrede Schopenhauer's. Eine Stelle erregte seine Aufmerksamkeit ganz besonders; sie lautet: — „denn ich bedenke, daß die Zeit, da ich nichts mehr werde emendiren können, nicht mehr ferne sein kann, mit ihr aber erst die Periode meiner eigentlichen Wirksamkeit eintritt, von der ich mich getröste, daß sie eine lange sein wird, im festen Vertrauen auf die Verheißung des Seneca: etiamsi omnibus tecum viventibus silentium livor indixerit; venient, qui sine offensa, sine gratia judicent.”

Nachdem er diese Stelle gelesen hatte, blickte er auf den Nagel des Daumenfingers. Wer Hebbel's Gedichte gelesen hat, weiß, was damit gemeint war. Es gibt aber auch deren, die sie noch nicht gelesen haben, und diesen muß ich erklären, daß nach Hebbel's Maßstab die Namen der Unsterblichen Platz finden auf dem „Nagel des Daums“ *).

„Ein starkes Selbstgefühl“ — sagte sich Hebbel — „der Mensch ist entweder verrückt oder sehr bedeutend.“

---

*) Fr. Hebbel's sämmtliche Werke, 8. Bd., S. 102.

Vorläufig schien ihm Ersteres das Wahrscheinlichere; demungeachtet machte er sich ohne Vorurtheil an die Lecture. Aber schon am Abend desselben Tages, nachdem er einige Stunden ununterbrochen in Schopenhauer gelesen hatte, fand er die angeführte Behauptung in der genannten Vorrede vollkommen berechtigt und sagte sich, daß er dem Geiste dieses Mannes sich wirklich verwandt fühle.

Hebbel, der sich sonst von den abstracten Darstellungen der Philosophen mehr abgestoßen als angezogen fühlte, fand hier eine Quelle innigen Genusses. Bekannt ist, wie er sich von Hegel's Logik mit Unmuth weggewendet, und wie wenig er in die Denk- und Schreibweise dieses lange Zeit für das größte philosophische Genie gehaltenen Mannes einzudringen vermochte. Um Etwas besser ging es ihm mit Kant. Vor diesem hatte er auch großen Respect. Die beiden Philosophen nebeneinander stellend, sagte er einmal: „Sie sind beide finster; der Unterschied aber ein großer. Die Finsterniß bei Kant ist die einer egyptischen Pyramide; weilt man einige Zeit darin, so wird es nach und nach Licht; bei Hegel aber — da ist „absolute“ egyptische Finsterniß.“

Indessen thut man Hebbel kein Unrecht, wenn man behauptet, er habe sich mit dem Hauptwerke Kant's, der „Kritik der reinen Vernunft“ keineswegs in einer Weise beschäftigt, die ihm in dem „Ding an sich“ des Letzteren mehr hätte offenbaren können, als in dem „Absoluten“ Hegel's. Obwohl man Hebbel einen gebornen Metaphysiker nennen darf, war er doch kein Freund des abstracten Denkens und Wissens und noch weniger ein Freund der Träger desselben. Arnold Ruge berief sich in einem Gespräche mit Hebbel bei einer Behauptung, gegen welche Hebbel opponirte, auf Hegel, anstatt die Behauptung zu begründen. Hebbel

verlangte aber durchaus eine Begründung. Ruge meinte, er müßte, um die Behauptung zu begründen, ihm den ganzen Hegel auseinandersetzen. „Wenn Sie" — rief Hebbel — „dieß auf keine andere Weise im Stande sind, dann taugt Ihr ganzer Hegel nichts!"

Wie machte er sich über einen Philosophen lustig (ich will den Namen verschweigen), der bei ihm durch Professor Robert Zimmermann eingeführt worden war. Auf einem Spaziergange entwickelte ihm Hebbel in einer ungefähr zweistündigen Unterhaltung seine Ansichten über Kunst. Nachdem Hebbel mit der Darlegung seiner Principien fertig war, sagte jener Philosoph: „Herr Doctor! Sie haben mir heute ein ganz neues Gebiet erschlossen, in das ich jetzt erst hineinzublicken anfange." — Dies war doch sicherlich sehr höflich und bescheiden, freilich mag es auch wahr gewesen sein. Hebbel aber, als er mir dieß erzählte, fügte lächelnd hinzu: „Ich bin überzeugt, daß dem guten Manne das ganze Leben so verschlossen ist, wie ihm nach seinem eigenen Geständnisse die Kunst war."

Mit Schopenhauer aber verhielt sich das ganz anders. Mit ihm befaßte er sich längere Zeit und sehr gerne. Hebbel sah in ihm keinen „Philosophen vom Fach", auf die er nicht eben gut zu sprechen war, sondern einen ausgezeichneten, tiefen, gedankenreichen und fruchtbaren Schriftsteller. Woher diese räthselhafte Ausnahme? Wir brauchen unsere Zuflucht nicht zu Vermuthungen zu nehmen; glücklicherweise habe ich hiefür einige Anhaltspunkte aus des Dichters eigenem Munde. Das Schlagwort, welches die ganze Frage löst, lautet: Buddhaismus.

In den Schriften Schopenhauer's fand Hebbel jene weite, umfassende Liebe, welche weit über das Menschen-

geschlecht hinausreichend, sich auf die Thier- und Pflanzenwelt, ja sogar auf die unbelebte Natur erstreckt; in ihm fand er aber auch jene düstere Weltansicht — Pessimismus genannt — die, vom Leben sich abwendend, das Dasein selbst schon für eine Schuld erklärt.

Was den ersten Punkt betrifft, so ist bekannt, wie Hebbel die Thiere liebte. „In Bezug auf die Thiere bin ich ganz Indier" — waren seine eigenen Worte*). Er, der von seinem Eichkätzchen sagte, es habe ihm das Welträthsel offenbart, fand seine eigenste Empfindungsweise in den Schriften des Philosophen wieder, und es ist kein Wunder, wenn er sich da hingezogen fühlte, wo er sich selbst wie in einem Spiegel erblickte.

Als Schopenhauer starb und der Bestimmung wegen, die er im Testamente in Bezug auf seinen Hund machte, von Vielen vornehm belächelt wurde, sagte Hebbel: „Ja, wie hätte er für das arme Thier anders und besser sorgen sollen? Wenn der Pfleger des Thieres weiß, daß mit dem Momente, wo das Thier stirbt, jährlich dreihundert und wie viel Thaler entfallen, dann kann man überzeugt sein, daß er seine Sache gut machen wird. Ich — würde ebenso handeln."

Wichtiger noch ist der zweite Punkt: der Pessimismus. Hier aber ist es nothwendig, die Strecke zu verfolgen, wie weit der Dichter und der Philosoph Arm in Arm mit einander gehen, und die Grenze genau im Auge zu behalten, wo sich ihre Wege vollständig trennen. Hebbel bezeichnete mir diesen Punkt folgenderweise: „Allerdings kann man aus einem Charakter wie Holofernes, aus Erzählungen wie

*) Siehe oben S. 30.

„Die Kuh“ *), „Anna“ **), ebenso aus manchem der Gedichte dieselbe Wahrheit herauslesen, welche Schopenhauer ausspricht, wenn er sagt, es wäre schön, in diese Welt hineinzusehen, wenn man nur selber nicht mit d'rin stecken würde; aber geben Sie Acht auf den Unterschied: Schopenhauer macht aus dem Pessimismus ein System und geht darin auf. Bei mir findet er sich als ein Element; mir rundet sich die Welt immer mehr und mehr, und mir ist sie nie so rund wie jetzt erschienen.“ (Dies war im Jahre 1862.)

Darin liegt der Fingerzeig für die Beurtheilung dieser Frage. Hebbel mußte nothwendig von der Schopenhauer'schen Philosophie um so tiefer ergriffen werden, je mehr er darin sein eigenes Selbst erkannte; er mußte sich aber auch um so entschiedener von ihr abwenden, sobald er zu einem Punkte gelangt war, zu dem der Schritt aus jener Philosophie heraus gar nicht gethan werden konnte; das heißt, sobald an den Dichter Probleme herantraten, die auf etwas Anderes abzielen, als auf die Forderung, blos das Elendigliche des Erdenlebens zu empfinden ***).

*) Fr. Hebbel's sämmtliche Werke, 9. Bd., S. 147—154.

**) Fr. Hebbel's sämmtliche Werke, 9. Bd., S. 125—135.

***) In Bezug auf den Schopenhauer'schen Pessimismus sei mir hier nebenbei eine kleine Anmerkung erlaubt. Gegen seine pessimistische Anschauung werde ich nicht kämpfen; jedoch bedient sich unser Philosoph des Ausdruckes, daß der Schmerz das Positive, die Freude hingegen etwas blos Negatives sei. Diese Ausdrucksweise beruht auf einer falschen Auffassung des Begriffes der entgegengesetzten Größen. Wer sich an die Abhandlung über die negativen Größen von Kant erinnert, weiß sogleich, was ich meine. Die Freude und die Lust ist ebenso gut real, wie der Schmerz. Schmerz und Lust sind aber einander entgegengesetzt. Es hängt ganz von meinem Belieben ab, den Schmerz als Positives zu bezeichnen,

In Wahrheit sprach Hebbel in den letzten Jahren auch mit weniger Begeisterung von dem Philosophen, dessen Verwandtschaft er gerne zugestand, und selbst bis in die Details suchte er die Grenze, die ihn von Schopenhauer scheidet, zu bestimmen.

Hebbel hatte Schopenhauer auch persönlich kennen gelernt; allein er sprach von dieser Begegnung — scheint es — nicht gerne. Wenigstens erzählte er mir einen Fall, aus dem ich es schließe.

Eine Dame, die Schopenhauer ganz außerordentlich verehrt, befand sich mit Hebbel in Gesellschaft, und da sie erfahren hatte, daß Hebbel den Philosophen gesprochen habe, so ersuchte sie die freundliche Wirthin, sie während des Essens neben Hebbel zu placiren. Dies geschah. Kaum hatte man sich zu Tische gesetzt, als Hebbel's Nachbarin auch gleich anfing: „Sie kennen Schopenhauer persönlich, Herr Doctor?"

---

dann ist allerdings die Lust negativ; ich darf aber mit demselben Rechte die Freude als Positives bezeichnen, dann ist nothwendigerweise der Schmerz negativ; und doch hört darum der Schmerz nicht auf, real zu sein; denn positiv und negativ ist nichts Absolutes, sondern bezeichnet nur das Relative des Gegensatzes. Fünfhundert Gulden Schulden sind ebenso wirklich, wie fünfhundert Gulden Vermögen, nur für Den, der sie hat, nicht von derselben, sondern von entgegengesetzter Wirkung.

Wenn Schopenhauer — was er freilich nicht beabsichtigt — damit nichts Anderes sagen will, als daß die Summe von Schmerz in der ganzen Welt jene der Freude überwiegt, so ist dagegen füglich nichts einzuwenden; Niemand ist im Stande, die Summe der Leiden in der Welt der Summe der Freuden arithmetisch ausgedrückt gegenüber zu stellen; allein den Schmerz als das Positive und die Freude als das Negative zu bezeichnen, und zwar in dem Sinne, als ob nur der erstere Realität hätte, die letztere aber nicht, ist falsch.

Hebbel, dem nichts unerträglicher war, als mit bloßen Fragen der Neugier belästigt zu werden, gab ihr statt aller Antwort die Gegenfrage: „Was interessirt Sie daran, es zu wissen? Wie kommt Schopenhauer da hieher?“

Daß die Dame nun nichts weiter zu sagen hatte, versteht sich von selbst. Freilich bleibt hiebei noch immer unentschieden, ob Hebbel überhaupt einem Gespräche über Schopenhauer, oder ob er nur hier der lästigen Fragerin aus dem Wege gehen wollte.

Noch weniger Anlage als zur abstracten Philosophie hatte Hebbel sich für Mathematik zugetraut. Er erzählte mir, daß er in der Mathematik die ersten Elemente für unübersteiglich hielt, und daß ein Professor der Mathematik, dessen Vorlesungen er besuchte, ihn für den allerschlechtesten Kopf hielt, den derselbe jemals unter seinen Schülern gefunden. Nachdem Hebbel's „Judith“ erschienen war, drang die Kunde von Hebbel's Bedeutung sogar bis in die Gelehrtenstube des Professors. Dieser konnte es aber unmöglich glauben, daß ein so schlechter Kopf wie Hebbel wirklich im Stande sein sollte, etwas Bedeutendes hervorzubringen. Er besuchte Hebbel, um sich zu überzeugen, ob etwa ein Wunder geschehen und der Himmel diesen Geist erleuchtet habe. Er sprach mit ihm, fand aber nichts, als den schlechten Kopf von ehemals. Nun äußerte er sich über Hebbel folgendermaßen: „Ich habe von der Poësie niemals sehr viel gehalten; nun aber, da sogar Hebbel im Stande ist, ein Drama zu schreiben, halte ich von ihr gar nichts mehr. Wenn er es kann, so muß das Jeder treffen.“

Hebbel erinnerte sich dieser Aeußerung sehr gerne und erzählte sie mit einem eigenen Wohlbehagen, in welches ihn

der Triumph über den Unverstand des pedantischen Lehrers versetzte.

Als er mir einmal wieder in scherzhafter Weise von seiner absoluten Unfähigkeit für Mathematik sprach, warf ich das Wort hin, es möchte wohl nur an dem mangelhaften Unterrichte in dieser Wissenschaft gelegen haben, daß er ihr so ganz fremd gegenüber stehe. „Meinen Sie?" fragte er, und ich versicherte ihm, ich mache mich erbötig, selbst einem mittelmäßigen Kopfe sämmtliche Sätze des Euklid in nicht allzu langer Zeit beizubringen. Da wurde er plötzlich ernsthaft und sagte: „Versuchen Sie Ihre Kunst an mir. Erklären Sie mir, was das ist, was die Mathematiker einen Logarithmus nennen." Ich that dieß; ich erklärte ihm, von der Multiplication ausgehend, die Potenz, die Wurzelgröße und endlich den Logarithmus, und zwar in solcher Weise, daß er mir Schritt für Schritt folgend, immerfort ermunternd zurief: „Sehr gut, ich begreife das vollkommen!" Als ich mit meiner Auseinandersetzung fertig war, rief er ganz erstaunt: „Merkwürdig! ich hätte nie gedacht, daß das so einfach ist! Sollte sich der gute Professor bezüglich meines Kopfes sogar in seinem eigenen Fache geirrt haben?"

Zur Naturwissenschaft fühlte sich Hebbel stark hingezogen. Zu einem eigentlichen Studium hat er die Naturwissenschaften zwar niemals gemacht, er kannte aber doch so ziemlich die Resultate derselben. „Ich begnüge mich, von der Naturwissenschaft zu naschen!" — pflegte er zu sagen. Er verdankte in dieser Beziehung sehr viel seinen beiden Freunden Brücke und Ludwig. Seine Ansicht über die Physiologie in Bezug auf das, was sie zu leisten fähig sei, setzte er mir einmal folgendermaßen auseinander: „So lange sie in ihrem Gebiete bleibt, wird sie Vieles leisten, und es

wird ihr sicher gelingen, die Windungen des Gehirns eben so zu erklären, wie das Nervensystem und den Blutumlauf. Wo es sich aber um den Sprung zum Geistigen handelt, wo es die Betrachtung des totalen Menschen gilt, da hört ihre Wissenschaft auf. Meine Freunde, Brücke und Ludwig" — fügte er hinzu — „sind nicht nur als Physiologen, sondern auch als Menschen bedeutend. Unser lieber Schopenhauer z. B. geht auch sehr fehl, wenn er in dem Capitel über die Geschlechtsliebe meint, daß man ein Genie mit Willen hervorbringen könne. Es müßten dann viel mehr Genies existiren; denn es läßt sich denken, daß die Strenge der Eltern in dem Falle gar nicht vorhanden wäre, weil sicher Jedermann der Großvater eines Napoleon oder Shakespeare sein möchte."

Daß Hebbel hier Schopenhauer gänzlich mißverstanden, ist für Jeden, der das Capitel „Metaphysik der Geschlechtsliebe" gelesen hat, klar; denn Schopenhauer sagt nicht, daß es von dem Willen der Individuen abhänge, wie die Nachkommenschaft beschaffen sei, sondern im Gegentheile handeln nach Schopenhauer die Individuen instinctmäßig nach dem Willen der Natur oder der Gattung, wie er sich ausdrückt.

Als Helmholtz' „Lehre von den Tonempfindungen" erschienen war (1863), erfuhr er, das Buch sei sehr populär geschrieben, und war begierig es kennen zu lernen. Ich brachte ihm das Buch im September 1863, kurz vor seiner Abreise nach Baden. Aber schon nach wenigen Tagen gab er mir das Buch mit folgenden Worten zurück: „Das ist ein populäres Buch für Fachleute, nicht für mich; ich verstehe es nicht, es fehlen mir die Voraussetzungen. Ich kenne das gar wohl, was der Fachmann populär nennt.

Helmholtz glaubt sicher, sich so klar ausgedrückt zu haben, daß jedes Kind ihn verstehen muß; das ist ganz natürlich; es geht mir häufig mit ästhetischen Auseinandersetzungen ebenso; ich meine, ich werde allgemein verstanden, und gewahre erst hinterher, wie wenig ich verstanden worden bin. Eines freut mich, Helmholtz ist ein Mann, der einsieht, daß auch die Kunst Gesetze hat, denn das sieht nicht jeder Mann der strengen Wissenschaft."

Staunenswerth war Hebbel's Belesenheit und seine Kenntniß der Literatur.

Immermann rühmt es an Goethe, daß er immer mit den neuesten Erscheinungen der Literatur vertraut war und auch dem weniger Bedeutenden seine Aufmerksamkeit schenkte. Ein Aehnliches kann ich auch an Hebbel rühmen; in seinen Gesprächen stand nicht selten Louise Mühlbach neben Walter Scott, Saphir neben Ludwig Uhland, die Birch-Pfeiffer neben Grillparzer und Franz v. Braunau neben Klaus Groth.

Man konnte ihm nicht leicht ein Buch nennen, das er nicht gelesen hatte. Das unbedeutendste Büchlein des unbekanntesten Autors war ihm nicht entgangen. Nannte er dagegen Jemandem ein Buch, das dieser nicht kannte, dann pflegte er zu sagen: „Wie beneide ich Sie um die vielen Genüsse, die Ihnen noch bevorstehen." Ueberdieß war er mit einem äußerst glücklichen Gedächtnisse begabt, so daß er alles Gelesene getreulich fest hielt, und in der Conversation beutelte er die Sachen wie aus dem Aermel heraus. Das ging bei ihm, wie auf den Tasten einer Orgel; wo man anrührte, da gab es einen vollen Ton.

Als das „Leben Jesu" von Renan erschienen war, sprachen wir eines Tages über das „Wesen des Christenthums" von Ludwig Feuerbach. Plötzlich sprang Hebbel

von dem Thema ab und sagte: „Viel höher aber als er steht sein Vater, der große Criminalist, und wenn Sie die Criminalfälle von Anselm Feuerbach noch nicht gelesen haben, so thun Sie dies sogleich vor allem Andern. Er ist ein merkwürdiger Mann und hat mir psychologische Aufschlüsse ertheilt, wie außer Shakespeare Keiner mehr."

Einige kurz hingeworfene Urtheile Hebbel's über verschiedene ältere und neuere Schriftsteller dürften hier nicht uneben am Platze sein.

Für den größten Lyriker nach Uhland hielt er seinen Landsmann Klaus Groth, aus dessen „Quickborn" er gerne vorlas. Er stellte Klaus Groth weit über Fritz Reuter. Ich werde nie vergessen, wie Hebbel den „Orgeldreier" vorgelesen. Die Verbreitung des „Quickborn" war ihm eine Art Herzensangelegenheit. Dem zu Beginn der sechziger Jahre in Wien lebenden Musiker Peter Cornelius lieh Hebbel sein eigenes Exemplar, obwohl er sonst Bücher nicht gerade gerne aus der Hand gab. So z. B. wollte einst ein Wiener Journalist von ihm Gervinus' „Geschichte der deutschen Dichtung" ausleihen. Hebbel öffnete seinen Bücherkasten, deutete auf das Werk mit den Worten: „hier steht sie!" machte aber zur Verblüffung des Gastes den Bücherkasten wieder zu.

Von Lessing's „Nathan" sagte er: „Das ist ein sehr frostiges Drama; ja es ist eigentlich kein Drama. Mir kommt die Sache so vor, als ob sich drei Gelehrte zusammensetzten, miteinander um die Vorzüge ihrer Religionen zu disputiren."

Geibel nannte er gewöhnlich den Lyriker der vielen Auflagen. Daß er von Geibel's dramatischen Productionen noch geringer dachte, wird kaum befremdlich sein; namentlich

kehrte er, wenn auf Geibel's Dramen die Rede kam, seinen ganzen Spott gegen dessen Behandlung der „Nibelungen“ hervor. Hebbel erzählte mir, er habe, als er sich mit den „Nibelungen“ beschäftigte, eines Tages mit Hanslick gesprochen, und habe ihm im Laufe des Gespräches mitgetheilt, daß er damit umgehe, die „Nibelungen“ dramatisch zu bearbeiten. Als Hanslick diese Neuigkeit aus des Dichters Munde vernahm, sagte er: „So ist das Unglück denn doch eingetroffen!“ Auf Hebbel's Frage, wie er das meine, habe Hanslick erzählt, er sei vor Kurzem in München gewesen und habe Geibel besucht. Geibel habe ihm erzählt, daß er die „Nibelungen“ dramatisch bearbeite, habe ihn aber um die größte Verschwiegenheit ersucht, und als Grund dieser Bitte angegeben, daß nur Hebbel nichts davon erfahre; denn dieser wäre im Stande und nähme die Sache selber in die Hand. „Nun — fügte Hanslick hinzu, nachdem er diese Aufklärung gegeben — ich habe Geibel's Vertrauen nicht mißbraucht; wenn aber einmal das Unglück kommen soll, so läßt es sich nicht aufhalten!“

Ueber Franz v. Braunau äußerte sich Hebbel, die außerordentliche Fruchtbarkeit desselben bewundernd, folgendermaßen: „Wenn ein Talent sich nach der Breite geltend macht, so kann es dies selten auch zugleich nach der Tiefe. Das ist nur dem größten Genie und selbst diesem nicht immer möglich. Bei ihm geht die Dramen-Production in die Hunderte. In jedem seiner Dramen ist irgend etwas Eigenthümliches der Idee nach, er ist aber nicht im Stande, sich zu vertiefen und auch nur eine einzige Schöpfung concentrisch zu behandeln. Das Beste, was er geschrieben hat, ist das „Schweinchen“ — es hätte aber nicht so ausgedehnt werden dürfen — ein Act wäre genug gewesen.“

In der Einleitung*) zu Hebbel's „Demetrius“ sagt Kuh, daß Hebbel der Meinung war, Schiller hätte den Plan, wie er ihn angelegt, nicht zu Ende führen können. Mir sagte Hebbel bezüglich dieses Punktes, da wir über den „Demetrius“ sprachen: „Den Schiller'schen „Demetrius“ fortzusetzen war mir unmöglich. Ich hätte mich mit seinem Plan nicht zurechtfinden können. Was Schiller damit gemacht hätte, ist keine Frage. Was wäre solch einem tragischen Genie wie Schiller unmöglich gewesen?“

Von Walter Scott sagte Hebbel: „Dieser große Mann ist ein seltenes Beispiel in der Geschichte der Poësie, denn er hat es verstanden, bei seinen Zeitgenossen die größte Sensation zu erregen und zugleich ist er auch Einer von Denen, die auf die Nachwelt kommen.“ Von Grillparzer sagte er: „Da wandelt Einer der Unsterblichen“ und ein anderes Mal wieder: „Oesterreich hat unter seinen Dichtern nur Einen Unsterblichen! Dieser Eine ist Grillparzer!“ Wie gern gestand er mir, daß, wenn er mit Grillparzer Arm in Arm den Garten der Poësie durchstreife — wie er sich bildlich ausdrückte — „Grillparzer wohl schönere Blumen zu pflücken im Stande sei“, als er selbst. „Freilich — fügte er auch voll Selbstgefühl hinzu — freilich auf dem Berge oben, den ich dann hinansteige, da ist's etwas Anderes! da steige ich zu einer Höhe hinan, wohin er mir kaum noch mit dem Auge zu folgen vermag.“

Gerne erzählte Hebbel die Anekdote, worin sich Lord Byron's Verehrung für Grillparzer in so ungezwungener Weise ausspricht. Byron sprach einst in einer Gesellschaft von Engländern mit Begeisterung von einem Werk Grill-

*) Hebbel's sämmtliche Werke, 6. Bd., S. X.

parzer's, das er eben gelesen hatte. Von wem ist das Werk? fragten Einige. Von Grillparzer! antwortete Byron. Ach was für ein Name! meinte der Eine, den kann man ja gar nicht aussprechen! Byron aber sagte ruhig: „Die Nachwelt wird sich an die Aussprache dieses Namens gewöhnen müssen!“ Daß Grillparzer mit Hebbel nicht gerne in Gesellschaften zusammentraf, weil er fürchtete, der dithmarsische Recke könnte etwa plötzlich an ihn mit der Frage herantreten: was Gott sei? — diese Anekdote ist unmittelbar nach Hebbel's Tode durch die Zeitungen gelaufen. Ob dies auch wirklich wahr sei, hätte man von Grillparzer erfahren müssen.

Zwei Dichter, von denen der Eine sich einer allgemeinen Bewunderung, der Andere mindestens einer großen Anerkennung erfreut, schätzte Hebbel nicht sehr hoch. Diese Beiden sind: Byron und Lenau. Ersteren pflegte er den kleinen Byron zu nennen. „Was ist der kleine Byron gegen einen Walter Scott!“ sagte Hebbel. Sehr unangenehm empfand er die Zusammenstellung seines eigenen Namens mit Grabbe oder mit Otto Ludwig, was von Seite der Kritik hier und da zu geschehen pflegte. Grabbe hielt er für formlos, Ludwig für poësielos. Otto Ludwig nannte er auch, und zwar mit Hinblick auf dessen Erzählungen, einen Gefühlszerfaserer.

Auch gegen Jean Paul, den er in einer früheren Zeit bewundert, hatte er viel auf dem Herzen. „Von Jean Paul“ — scherzte er — „kann man sagen, daß er jeden Augenblick, wenn er nicht an seinen sämmtlichen Werken schrieb, sicher in seinen sämmtlichen Werken gelesen habe.“ Und gegen Klopstock wollte Hebbel sogar einen Essay schreiben, um dessen Winzigkeit zu zeigen. Den „Messias“ nannte er

für ein wahrhaft poëtisches. Er las mir dasselbe einmal vor und sprach sich mit Anerkennung darüber aus. Höher als den Poëten schätzte er in Frankl aber den feinen beobachtenden Geist, der, wie seine Aufzeichnungen „aus halbvergangener Zeit" beweisen, seine eigentliche Befähigung auf dem Gebiete der Sittengeschichte habe. „Glauben Sie mir" — sagte er — „es wird eine Zeit kommen, da man mit Begierde nach diesen Aufzeichnungen greifen wird."

Ueber Emil Kuh urtheilte er einmal folgendermaßen: „Kuh ist ein sehr begabter Mensch. Er hat ein schönes poëtisches Talent; doch reicht dieß nur so weit, daß es ihm vergönnt, ein Kunstwerk poëtisch anzuschauen, nicht aber so weit, daß es ihn befähigen würde, selbst ein Kunstwerk zu schaffen."

Von Emil Kuh und van Bruyk*), als von seinen Freunden, erzählte er mir: „Sie waren anfänglich auf einander eifersüchtig und konnten einander nicht ausstehen. Ich mußte sie zähmen und ich hatte lange zu thun, bis ich es dahin brachte, daß Einer den Andern ruhig neben sich duldete."

Ueber Börne urtheilte er: „Börne, wenn er in literarischen Angelegenheiten seine Stimme erhebt, urtheilt immer als Politiker, niemals als Aesthetiker."

Von Wilhelm Gärtner sprach er stets mit Anerkennung und als dessen „Attila" erschien, forderte mich Hebbel ausdrücklich auf, dieses Drama zu besprechen, was ich auch gethan habe**).

---

*) Van Bruyk hat vor Kurzem in der „Deutschen Zeitung" (Nr. 2248, Samstag, 6. April 1878) einige sehr interessante Briefe von Hebbel mitgetheilt, auf welche ich jeden Freund Hebbel's, dem sie entgangen sein sollten, aufmerksam mache.

**) „Orion", 1864, 3. Bd., S. 128—133.

Ein strebsames Talent schätzte Hebbel in Adolf Stern, und als ich 1861 nach Weimar ging, forderte mich Hebbel auf, Adolf Stern in Dresden aufzusuchen.

Ich habe die hier angeführten Urtheile ohne jede Rücksicht auf irgend welche Anordnung zusammengestellt, wie ich sie von Hebbel gehört und notirt habe.

Seine Belesenheit in der Geschichte, Sage und Literatur kam ihm aber nicht nur in der Conversation zu Statten, sondern sie begünstigte auch das Produciren; denn er brauchte nicht, wie dieß bei anderen Dichtern größtentheils vorkommt, den Stoff, den er dramatisch bearbeiten wollte, erst zu studiren. Das geschichtliche Wissen lag bei ihm so aufgespeichert vor, daß er zu jeder beliebigen Stunde den Plan zu einem historischen oder mythischen Drama entwerfen konnte, ohne erst die Quellen nachzuschlagen. Er sagte mir einmal: „Ich dichte fast jeden Tag ein Drama, wenigstens einige dramatische Scenen; nur schreibe ich nicht Alles auf.“

Sein Vortrag im mündlichen Gespräche war von wahrhaft dramatischer Lebendigkeit. Er hatte die Gewohnheit, bei solchen Momenten, wo er etwas Wichtiges zu sagen glaubte, stehen zu bleiben und, zu seinem Begleiter gewendet, die Rede nicht selten mit Mimik und Geberde zu begleiten, wodurch er oft genug in den Straßen Wiens die Aufmerksamkeit und Neugierde der Vorübergehenden erregte. Er kannte die Edda nicht nur ebensogut, wie Sophokles und Shakespeare, sondern er wußte auch ganze Stellen aus Dramen zu citiren, deren Verfasser nicht einmal Jedermann dem Namen nach bekannt sind.

Merkwürdig könnte man es finden, daß er für seine eigenen Schöpfungen kein derart allezeit bereitwilliges Gedächtniß zu haben schien; er las seine eigenen Sachen ungerne.

Es war am 4. October 1861, als wir mit einander im Gespräche saßen und Hebbel einen Brief erhielt. Er öffnete. Dem Briefe war ein Gedicht in Manuscript beigeschlossen. Er las das Gedicht zuerst und sagte, nachdem er es gelesen hatte: „Ich bin mit dem Inhalt dieses Gedichtes nicht einverstanden; ich würde das, was hier gesagt ist, nicht ausdrücken; wenn ich das aber auszudrücken hätte — gut ausgedrückt ist es!“ — Hierauf las er den Brief. Der Briefschreiber beabsichtigte die Herausgabe einer neuen Wochenschrift und bat den Dichter um die Erlaubniß, dieses beiliegende, noch nicht gedruckte Gedicht in seiner Zeitschrift veröffentlichen zu dürfen, und Hebbel ersah erst aus dem Briefe, daß das übersendete Gedicht seine eigene Jugendarbeit sei. Er besann sich eine Weile und theilte mir dann seine Vermuthung mit, wie das Gedicht in die Hand des Briefschreibers gelangt sein müsse. Ein Freund Hebbel's, der eben nicht sehr hoch in der Gunst der Musen stand, hatte einst ein Gedicht veröffentlicht; — auf dieses Gedicht erschien ein Angriff, und zwar von weiblicher Hand. Der Angegriffene wollte eine poëtische Antikritik schreiben, brachte aber trotz aller Anstrengung nichts zu Stande. Da half ihm Hebbel mit einem Sonette aus der Verlegenheit. Der gute Mann ging aber von dem Plane der Antikritik ab und ließ das Gedicht liegen, an das nun Niemand weiter dachte. Der Freund starb, und da sein Nachlaß in die Hand unseres Briefschreibers übergegangen war, so gelangte dieser auch in den Besitz des noch ungedruckten Gedichtes.

Aber nicht nur diese Jugendarbeit, auch Manches aus seinen späteren Werken war ihm im Laufe der Zeit so fremd geworden, daß er sich daran nicht rasch genug zu erinnern wußte. So wollte er mir einmal aus seinem Gedichte „Auf

dem Meer“*) eine Stelle citiren und sagte: „Es gibt kein allgemeines Sterben,“ während die betreffende Stelle, die er meinte, gerade entgegengesetzt lautet: „Man kann nicht einzeln sterben.“

Ueber die Entstehung einzelner seiner Werke hat mir der Dichter sehr interessante Mittheilungen gemacht.

Daß die „Judith“ in Folge einer literarischen Wette**) entstand, daß er den fünften Act zuerst ausgeführt und daß die ganze Tragödie dann in vierzehn Tagen fertig war, sind bekannte Thatsachen. Die näheren Umstände dieser Wette erzählte mir Hebbel folgendermaßen:

„Ich hatte nicht die mindeste Absicht, ein Drama zu schreiben, oder auch nur zu der schönen Literatur in eine nähere Beziehung zu treten. Ich wollte mich der juristischen Laufbahn widmen. Eines Tages war ich bei Ludmilla Assing, deren Vater mir das Leben gerettet hatte, zu Besuch und die Unterhaltung betraf die neueste dramatische Literatur. Ich äußerte mich über sämmtliche Erscheinungen derselben sehr herb und streng. Die Unterhaltung lenkte sich auf Gutzkow und dessen Werke, vorzüglich auf dessen „König Saul“.

---

*) Hebbel's sämmtliche Werke, 7. Bd., S. 181 und 182.

**) In der Biographie Friedrich Hebbel's von Emil Kuh handelt das zweite Capitel des dritten Buches (1. Bd., S. 383—428) von der „Judith“. In dieser ausführlichen Auseinandersetzung ist der hier genannten literarischen Wette gar keine Erwähnung gethan. Daß dieser Umstand Kuh nicht unbekannt war, weiß man aber aus einer bereits 1854 bei Tendler & Comp. erschienenen Charakteristik Hebbel's von Emil Kuh. Darin heißt es S. 56 ausdrücklich: „Hier dichtete er die „Judith“, und zwar in vierzehn Tagen. Eine literarische Wette, die er mit seinen Universitätsfreunden einging, war die mittelbare Veranlassung zu dem schnellen Entstehen dieser Tragödie.“

Ich bezweifelte sehr, und betonte diesen Zweifel, ob unsere Zeit überhaupt fähig sei, einen großen Dramatiker hervorzubringen; im biblischen Drama, meinte ich, lasse sich gewiß schon gar nichts anfangen. Darüber gerieth Ludmilla in Entrüstung, und ich sagte: Ich bilde mir nicht im Entferntesten ein, ein dramatischer Dichter zu sein, aber so ein „Saul“ müßte sich doch wohl leicht überbieten lassen. Ich nehme Sie beim Wort! — sagte Ludmilla heftig, worauf ich ruhig erwiderte: Sie bringen mich hiedurch nicht im geringsten in Verlegenheit. Ich hatte ein Gemälde, welches die Judith mit dem Haupte des Holofernes darstellte, nicht lange vorher gesehen, es hatte in mir einen so mächtigen Eindruck hinterlassen, daß ich gar keinen Stoff zu suchen brauchte, weil sich mir der Stoff der „Judith“ so von selbst aufgedrängt. Ueber Nacht war der fünfte Act fertig: die entscheidende Katastrophe. Hierauf ging ich mit einem Freunde spazieren und recitirte auf dem Wege einzelne Stellen aus dem fünften Act. Mein Freund war darüber erstaunt, und ich erzählte ihm das Vorgefallene. Er und mehrere Andere, die den fünften Act kennen lernten, drangen in mich, das Drama ganz zu componiren und aufzuschreiben. In vierzehn Tagen war die „Judith“ fertig.“

Ein Motiv in dieser Tragödie bedarf einer kurzen Erörterung, weil sich über dasselbe sicher schon mancher Leser und Theaterbesucher vergebens den Kopf zerbrochen hat. Die Schilderung der Brautnacht Judith's ist dieses dunkle Räthsel, und umsonst fragt sich der Leser, was Manasse in dieser verhängnißvollen Nacht gesehen habe, das im Stande war, ihn fest zu wurzeln. In der Dichtung selbst finden wir über diesen Punkt keinen Aufschluß, denn Manasse stirbt in dem Moment, da er (nach der Schilde-

rung Judith's) den Mund aufthun will, das wunderliche Geheimniß zu enthüllen.

Ich befragte den Dichter über diesen Punkt und er sagte: „Judith soll Holofernes tödten. Damit sie dieß im Stande sei, muß sie sich ihm ergeben; darin liegt ihr Opfer. Ein Weib, das solch ein Opfer bringen soll, ist im Drama schlechterdings nur möglich, wenn sie weder Jungfrau noch eigentlich Weib ist. Ist sie wirklich Weib, so kennt sie die Größe des Opfers, und es widerstrebt ihrem innersten Gefühl, sie kann sich also nicht entschließen; ist sie Jungfrau, kann ihr der Gedanke, dieses Opfer zu bringen gar nicht in den Sinn kommen, dieß verhindert die Naivetät der Jungfräulichkeit. Die biblische Judith also ist im Drama schlechterdings unmöglich. Die Judith, welche die That vollführen soll, darf keine Jungfrau sein und muß es doch sein. Das ist nur dann möglich, wenn sie verheiratet ist, aber von ihrem Manne nicht berührt wurde. Einer solchen Jungfrau kann der Einfall kommen, und doch kennt sie, weil sie eben noch Jungfrau ist, die Größe des Opfers nicht, zu dem sie sich entschließt. Es handelte sich also darum, in der Brautnacht etwas zu setzen, das Manasse zurückhält, sich ihr zu nahen. Was dieß etwas sei — und hierin liegt das Geheimniß — das ist ganz gleichgiltig. Supponire sich Jeder, was ihm beliebt, sei es ein Gesicht, ein Gespenst, oder was immer, darum handelt es sich gar nicht, es handelt sich nur um die Consequenzen dieser Erscheinung. Die dramatische Motivirung ihrer nachherigen Heldenthat bedingt eine vorausgegangene ehelose Ehe." *)

---

*) Als Emil Kuh diese Stelle in meinen Aufschreibungen las, sagte er: „diese Aufklärung ist von außerordentlicher Wichtigkeit."

Interessant ist es jedesfalls auch, daß gerade Hebbel der Meinung war, unsere Zeit könne keinen großen Dramatiker hervorbringen. Hiefür hat unsere Zeit die edelste Rache an ihm genommen, sie hat ihn selbst hervorgebracht. Uebrigens war er zu jener Zeit mit dieser herben Meinung nicht allein gestanden; auch Heine hatte sie getheilt. „Ich sollte Sie eigentlich hassen“ — sagte Heine, als Hebbel das erste Mal nach Paris kam — „denn Sie sind die personificirte Widerlegung meines Ausspruches, daß unsere Zeit nicht fähig sei, ein dramatisches Genie hervorzubringen. Nun, da Sie doch da sind, seien Sie mir willkommen.“

Aeußerst interessant ist die Entstehung des „Rubin“. Es versteht sich von selbst, daß ein jeder Meister seine Werkstatt kennt. Von einem Dichter wie Hebbel kann man solche Rechenschaft billig voraussetzen. In der That hat er sich mit der Frage des Schöpfungsprocesses viel und eingehend beschäftigt. Anstatt theoretische Deductionen zu geben, wollen wir aber lieber den Dichter über einen concreten Fall vernehmen; denn ein freier Einblick in die Werkstätte des Künstlers ertheilt über das eigentliche Wesen des Schaffungsvorganges die allerbesten und belehrendsten Aufschlüsse.

„Die Erfindung,“ sagte Hebbel, „hängt nicht vom Dichter ab, und darum auch nicht die Wahl seiner Stoffe. Sie kommt wie ein Blitz, und dieser kommt und trifft ungerufen. Hören Sie z. B., wie mir die Idee zum „Rubin“ kam. Ich ging mit einem Freunde spazieren. Im Laufe des Gespräches ließ ich den Blick gleichgiltig über die Erde schweifen, da ward mein Auge von einem Blitzstrahl getroffen, der von einem funkelnden Stein hervorgeschossen kam. Schneller aber traf der Strahl mein Auge nicht, als mir folgende Idee durch den Kopf fuhr. Wenn (dachte ich,

indem ich mich bückte, um den Stein aufzuheben, ohne meinen Freund in seiner Auseinandersetzung im Geringsten zu unterbrechen) in diesem Steine eine Jungfrau verschlossen wäre, die aus dem Zauberbann nur dadurch gelöst werden kann, daß der Eigenthümer des Steines sich, ohne daß er darum weiß, freiwillig desselben entäußert; wenn ferner der Stein, gerade wegen des in ihn gebannten Wesens, den Besitzer mit einer so magischen Macht anzieht und fesselt, daß er lieber sein Leben zu verlieren, als diesen Stein herzugeben sich entschließen könnte; welch ein wunderbares Motiv wäre das zu einer Reihe von Conflicten! Plötzlich stand auch das ganze Bild fertig vor meiner Seele."

Den Stoff zum „Gyges" ergriff Hebbel plötzlich auf der Bibliothek des Wiener Polizeiministeriums. Er pflegte diese Bibliothek hie und da zu besuchen, und wurde eines Tages von einem daselbst angestellten Beamten, der die Fabel von Gyges soeben aus dem „Herodot" gelesen hatte, auf diesen Stoff aufmerksam gemacht und gefragt, ob er es wohl nicht für möglich halte, diesen Stoff dramatisch zu gestalten. Hebbel las die Fabel durch und in demselben Momente hatte sein dramatischer Geist sich des Stoffes auch schon ganz bemächtigt.

Als er daran dachte, ein Drama: „Jesus Christus" zu schreiben — ein Plan, der ihn sehr lebhaft beschäftigte, strebte er danach, die Anschauungen des Talmud über Jesus kennen zu lernen.*) Er kannte sie nicht; er bedauerte mehr als einmal, daß ihm die hebräische Sprache fremd und die Schätze des Judenthums — ein Buch mit sieben Siegeln — verschlossen seien.

*) Friedrich Hebbel's sämmtliche Werke, 6. Bd., Einleitung S. XXXVII, wo sich Emil Kuh in diesem Punkte auf eine von mir ihm gemachte Mittheilung beruft. (Siehe oben Einleitung S. 4.)

Als mir Hebbel von seiner Absicht, eine Tragödie „Jesus Christus“ zu schreiben, erzählte, erinnerte er sich im Laufe des Gespräches plötzlich an eine Scene, die er in Hamburg erlebte. Während eines kürzeren Aufenthaltes in Hamburg sah er daselbst in einem Gasthause einen Mann in ziemlich verwahrlostem Zustande. Er glaubte ihn zu erkennen und trat an ihn heran. „Fuchs!“ rief Hebbel halb fragend. Der Angeredete schaute zu ihm auf und sah ihn neugierig an. „Ich bin Hebbel!“ — sagte der Dichter, und setzte sich zu ihm nieder. Auf dem Tische lag ein Papier, das der ganzen Länge und Breite nach mit Ziffern voll geschrieben war. „Was Teufel machst Du hier?“ — fragte Hebbel. Fuchs gab zur Antwort: „Ja siehst Du, ich berechne, wenn Christus seit der Auferstehung in jeder Secunde zwei und einen halben Fuß hoch aufgestiegen ist, wie weit er bis zu diesem Augenblicke sich erhoben hat.“

„Es ist dieß“ — fügte Hebbel hinzu, da er mir dieß erzählte — „derselbe Fuchs, von welchem Heine gesagt hat: „In Hamburg dort sitzt der alte Fuchs, der persönliche Feind von Jehovah.“

Bezüglich des beabsichtigten Planes äußerte Hebbel, daß ihm die Evangelien allein nicht genügten, denn es müsse auch die andere Partei zu Worte kommen, wenn ein Drama objectiv sein soll. Der Hauptgestalt Jesus wollte er den Lucifer gegenüberstellen. Er sagte: Lucifer muß um so viel bedeutender sein als Mephisto, um wie viel Christus größer ist als Faust; und einem Christus gegenüber ist Faust eigentlich doch nur eine winzige Persönlichkeit *).

---

*) Als Emil Kuh im Nachlasse bezüglich des „Christus“ die Aufschreibung fand: „Judas ist der Allergläubigste“, war er in großer

Das Buch von Richard von der Alm (dem Verfasser der „Theologischen Briefe an die deutsche Nation"), worin die talmudischen Anschauungen über Jesus dargestellt sind, war zu Hebbel's Lebzeiten noch nicht erschienen. Hebbel wußte aber gar manche Legende und Parabel aus dem Midrasch, er ließ sich solche Dinge von Juden, mit denen er umging, gerne erzählen. Auch wußte er diese Kenntniß sehr gut anzuwenden. Eines Tages brachte ihm Saphir ein Gedicht. „Ich las es durch" — erzählte mir Hebbel — „und erklärte mich mit der Form nicht einverstanden." — Die Form, die Form? sagte Saphir, lassen wir die Form, aber die Idee, die Erfindung, der Inhalt! — „O" — sagte Hebbel — „die Erfindung ist vortrefflich." „Saphir wußte nicht," erzählte mir Hebbel weiter — „daß ich die Erfindung sehr genau kannte. Die Sache war aus dem Talmud, ich konnte die Erfindung mit gutem Gewissen loben."

Hebbel pflegte manchmal auch seine eigenen Werke zu tadeln. „Das würde ich heute anders machen," pflegte er in solchem Falle zu sagen. So z. B. tadelte Hebbel an seinem „Diamant" das Zurückstehen der ernsten Scenen hinter den komischen. Während diese voll realistischen Lebens sich darstellen, erscheinen jene abgeblaßt. Hebbel würde, wenn er es erlebt hätte, die beabsichtigte Gesammtausgabe seiner Werke selbst zu besorgen, die ernsten Scenen im

---

Verlegenheit; er wußte nicht, was er mit der Stelle machen sollte; er hielt sie für zu wichtig, um sie wegzulassen, er scheute sich aber anderseits, sie mitzutheilen, weil er sie nicht verstand. Ich habe ihm aus der Verlegenheit geholfen. Die Ansicht des in Wien lebenden Privatgelehrten (siehe Hebbel's Werke, 6. Bd., S. XXXIX), mit welch letzterem ich über die Sache gesprochen habe, hat Kuh durch mich erfahren.

„Diamant“ sämmtlich ausgebessert haben und den Schluß hätte er gänzlich geändert. Ueber das Verhältniß des „Diamant“ zum „Zerbrochenen Krug“ sagte er einmal: „Im „Zerbrochenen Krug“ ist eine ganz unbedeutende Idee die Grundlage, die Ausführung ist meisterhaft; im „Diamant“ ist die Idee bedeutend, aber die Ausführung steht hinter derselben beiweitem zurück.“ Eines Tages trat er in mein Zimmer. Seine „Genoveva“ lag auf dem Tische. Er nahm das Buch in die Hand, besah den Titel und sagte wehmüthig: „Das habe ich vor zwanzig Jahren geschrieben. Heute könnte ich es nicht schreiben.“

Wer da aber glaubte, ihm durch Beistimmung zu solcher Selbstkritik einen Gefallen zu erweisen, der konnte sich sehr täuschen. Ich war einmal dabei, als er einem Bekannten auseinandersetzte, was eigentlich in der „Maria Magdalena“ verfehlt sei.

Sie haben vollkommen Recht, Herr Doctor, das ist wirklich ganz fehlerhaft — sprach der Belehrte. Hebbel aber, im Auf- und Abgehen plötzlich stehen bleibend, sah dem Manne scharf in's Gesicht und sagte: „Nein, verehrter Herr! ganz fehlerhaft ist das nicht! So war es allerdings nicht gemeint! Wie wenig verstehen Sie es, sich in meinen Gedankenkreis hineinzuleben.“

Nachdem der Mann sich entfernt hatte, sagte Hebbel zu mir: „Sehen Sie, da haben Sie auch so einen von diesen Zweimal-zwei-Menschen, und solche Leute wollen über Kunst sprechen.“

Mit dem Ausdruck Zweimal-zwei-Menschen bezeichnete Hebbel Diejenigen, von denen man immer nur das erfährt, was Jedermann schon weiß. Kam ihm ein solcher mit Lobeserhebungen, dann spielte Hebbel den Bescheidenen. „Ach,

mein Gott" — sagte Hebbel — „was ist denn mein Verdienst? es ist ja nichts als die Gewalt des Stoffes, welche wirkt! Was thut denn Unsereiner dazu." — Dabei zwinkerte er mit den Augen und sah mich an, ob ich ihn verstehe. Ich las in Hebbel's Miene deutlich: der Mann da glaubt das wirklich, was ich gesagt habe. Ging der gute Mann dann seiner Wege, so sagte Hebbel: „Sehen Sie, lieber Freund, jetzt geht der Mann da weg und bedauert nichts mehr auf der Welt, als daß ihm das Schicksal keinen so kolossalen Stoff wie die „Nibelungen" in die Hände spielt. Um das Weitere ist er nicht verlegen."

Hebbel konnte überhaupt in seinen Bemerkungen sehr boshaft sein, und er war es immer, sobald Jemand eine Herzensgemeinheit verrieth. Auf einer Reise traf er einmal mit einem Arzt zusammen. Als derselbe von seinem Reisegefährten erfuhr, daß er aus Wien sei, erkundigte er sich bei ihm nach der ärztlichen Praxis der Professoren Oppolzer und Skoda, ob die Praxis der beiden Aerzte wirklich so groß sei, wie man sie schildere; es scheine ihm dabei doch sehr viel Uebertreibung zu sein. Hebbel schilderte nun die Praxis der beiden Professoren in einer Weise, daß der Reisegefährte vor Neid hätte bersten mögen.

Er achtete aber auch ein männliches Wesen in Jedem, in dem er es fand. So z. B. sagte er von Ludwig Foglar: „Das ist eine durchaus noble Natur."

Wenn er auf dem Rückwege vom Spaziergange manchmal eine Flasche Wein kaufte, um sie nach Hause zu tragen, was er hie und da that, so hätte er es unter keiner Bedingung geduldet, daß sein Begleiter ihm etwa die Flasche abnehme. „Solchen Ritterdienst" — sagte er — „erweist man nur einer Dame."

Die massenhafte Production unserer Tage sah er mit Staunen. „Schiller“ — sagte er — „sprach schon zu seiner Zeit von einem tintenklecksenden Säculum. Was würde er sagen, wenn er heute aufstünde.“

Ein anderes Mal wieder: „Es ist sonderbar! Wenn man sich in einer Gesellschaft von zehn Personen befindet, so ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß eilf Dichter darunter sind.“

Sehr gerne sprach Hebbel über den Schöpfungsproceß. Diesen hielt er für einen dem Traume analogen Seelenzustand; auch lobte er die einschlägige Partie in Vischer's „Aesthetik“ sehr. „Nach diesen Auseinandersetzungen über den Schöpfungsproceß“ — sagte er einmal — „würde ich, auch wenn ich es nicht schon auf andere Weise wüßte, überzeugt sein, daß Vischer sich in den meisten poëtischen Gattungen versucht habe.“

Eine andere ästhetische Anschauung, die er festhielt, und deren Wichtigkeit er oft betonte, war die strenge Trennung des Specifischen der verschiedenen Kunstgattungen. „Der Dramatiker“ — sagte er — „muß über den Boden hineilen, als ob derselbe mit glühenden Kohlen bedeckt wäre; während der Epiker gerade umgekehrt sich bei jedem Schritte nach vorwärts dreimal im Kreise herumdrehen soll, um ja genau in Augenschein zu nehmen, ob ihm im Umkreise nichts entgangen ist.“

Er wußte gar wohl Universalität des Geistes zu schätzen, ja er hatte das Bewußtsein, daß auch er sich zu den universellen Geistern rechnen dürfe. Doch war er fest überzeugt, daß die eigenste Bedeutung eines Dichters gewöhnlich nur in einer bestimmten Form liege. Shakespeare war für ihn trotz der Sonette Dramatiker; Goethe trotz der Dramen Lyriker. „In der Wirklichkeit treten die Gegensätze nicht so

scharf auseinander, wie dieß im Begriffe geschieht; aber strenge genommen ist und bleibt der Lyriker immer Lyriker, der Dramatiker immer Dramatiker." Das war seine feste Ueberzeugung.

In einer Zeit wie die unsere konnte es bei einem Manne wie Hebbel auch nicht fehlen, daß er sich lebhaft für die Probleme der Religion interessirte und angelegentlich mit den Fragen derselben beschäftigte. Hebbel war kein Fachphilosoph; er warf bekanntlich Hegel's „Phänomenologie" und „Logik" aus Aerger, daß er nichts davon verstand, zu Boden; er nannte Kant's Kritik der reinen Vernunft ein finsteres Gewölbe, in welchem es erst nach und nach licht werde; aber darum, weil er kein Fachgelehrter war, weil er nicht zur philosophischen Gilde gehörte, interessirten ihn die metaphysischen Probleme nichtsdestoweniger. Man braucht ja nur ein Mensch zu sein, um sich die Frage zu stellen: Was ist diese ganze Welt und was bin ich selbst? — Die positive Religion versucht diese Frage in ihrer Weise zu lösen, in seiner Weise der Denker innerhalb der Grenzen der Vernunft.

Interessant ist für uns in dieser Beziehung ein Briefwechsel Hebbel's mit Uechtritz, dessen Herausgabe wohl noch ziemlich lange Zeit auf sich warten lassen wird.

Hebbel lernte Uechtritz in einem Curorte kennen, wo sie einige Wochen mit einander verlebten. Aus dieser Bekanntschaft entwickelte sich zwischen Hebbel und Uechtritz eine Correspondenz, welche Gegenstände religiösen Inhalts betrifft. Uechtritz vertritt darin den positiven Glauben, namentlich das Christenthum; Hebbel hingegen den Standpunkt der Vernunft-Religion. Nach siebenjährigem Gedankenaustausch — besser: nach siebenjähriger Gedankenmittheilung, denn ein

Austausch ist es nicht — war Jeder der Beiden gerade auf demselben Punkte, von dem Jeder ausgegangen. Da Keiner von ihnen vermögend war, den Andern zu überzeugen, so beschlossen sie, die Fruchtlosigkeit ihres weiteren Meinungskampfes einsehend, die Correspondenz aufzugeben. Es entstand eine siebenjährige Pause, sie währte bis zum Jahre 1862. In diesem Jahre sind Hebbel's „Nibelungen“ erschienen. Nicht lange nach dem Erscheinen des Buches erhält Hebbel zu seiner größten Ueberraschung einen Brief von Uechtritz. Der Brief war voll von Lobeserhebungen. „Am meisten aber“ — schrieb Uechtritz — „freuen mich die christlichen Töne, die Sie in diesem Werke angeschlagen haben, und ich gebe mich der Hoffnung hin, daß wenigstens etwas davon auch der Subjectivität des Dichters zuzuschreiben sei, und daß Sie in Bezug auf das positive Christenthum doch zu meiner Meinung herüberzulenken scheinen.“

Hebbel war wüthend über diesen Brief. „Da haben Sie es“ — sagte Hebbel — „nun will Uechtritz mich für das verantwortlich machen, was meinen Dietrich angeht; als ob ich die heidnischen Töne nicht mit eben solchen Farben geschildert hätte, wie die christlichen!“

Als Künstler, als objectiver Dramatiker ließ Hebbel die religiöse Anschauung allerdings zur Geltung gelangen. Friedrich Hebbel als Mensch, als Denker darf aber nicht mit dem Dramatiker verwechselt werden. Einen positiven Glauben kannte er nicht.

Noch faßlicher und präciser wird Hebbel's Ansicht aber sich darstellen, wenn wir sein Urtheil über den Theologen Neander hieherſetzen.

„Neander“ — sagte Hebbel — „ist ein sehr gelehrter und geistvoller Mann, und durch verschiedene Umstände

allein befähigt, Strauß entgegenzutreten. Aber sein Resultat hat keinen Werth. Er zwingt mich, an die Auferstehung zu glauben; dann erlaubt er mir, das Wunder, ob Christus wirklich mit einem Korb voll Fischen Tausende von Menschen gespeist habe, zu bezweifeln. Glaube ich aber das Eine, so glaube ich gerne das Andere auch."

Er drückte diesen Gedanken auch in einem Epigramme aus, welches lautet:

„Daß sich die Arme in Flügel verwandelten, mußt du mir glauben!*)
Ob auch die Füße in Klau'n, magst du bezweifeln, o Christ!"

Mit solcher Consequenz, mit solcher Logik verfolgte Hebbel jeden Gedanken bis in seine tiefste Wurzel. Er begnügte sich nicht damit, auf halbem Wege stehen zu bleiben, oder wie ein Bettler sich mit dem Almosen der sogenannten Toleranz und Concession zu begnügen, wo er auf sein gutes Recht, zu verlangen was sein ist, pochen konnte. Darin erkennen wir aber auch den Dichter der consequent und logisch durchgeführten Charaktere. Mit derselben Unerbittlichkeit, mit der er hier Neander auf den Leib rückt, mit derselben zwingenden Nothwendigkeit sind auch in seinen dramatischen Arbeiten die Charaktere aus einem innersten Punkte organisch herausgearbeitet. Ueberhaupt war die Festigkeit und Unerschütterlichkeit das Hauptmerkmal seines Charakters. Dieß zeigte sich auch in seinen politischen Anschauungen.

Hebbel's politische Gesinnung ist gar manchmal verkannt und angegriffen worden. Es gab eine Zeit, da man ihn für einen Demokraten hielt; man wußte nicht, daß er während der heftigsten Straßenkämpfe des Jahres 1848

*) Fr. Hebbel's sämmtliche Werke, 8. Bd., S. 193.

ruhig an „Herodes und Mariamne“ gearbeitet. Man erklärte ihn von anderer Seite später (bei Gelegenheit der Krönung des Königs von Preußen) in Folge eines an den König von Preußen gerichteten (in der „Leipziger Illustrirten Zeitung“ erschienenen) Gedichtes für eine Lakaiennatur, für einen Menschen, dem es bloß darum zu thun sei, einen Orden zu bekommen; man hatte vergessen, daß er Orden zwar annahm, niemals aber sich um einen solchen beworben hatte, ja daß er zweimal sehr einträgliche Stellungen, die ihm angeboten wurden, nur aus dem Grunde ausgeschlagen, weil er sie mit seinen freiheitlichen Anschauungen nicht vereinbarlich hielt. Man machte ihm Vorwürfe nach beiden extremsten Richtungen hin, während er, wohl schmerzlich davon ergriffen, aber unbeirrt ruhig seinen Weg durch die Mitte ging. In Wahrheit war Hebbel weder ein Demokrat, noch ein Reactionär; es lagen aber die Elemente von beiden in ihm so seltsam gemischt, daß die Mißverständnisse, denen er sich aussetzte, nicht überraschen dürfen. Er neigte zum Conservatismus, so wie Jemand ihm gegenüber das blinde Demokratenthum hervorkehren wollte, ebenso kehrte er selber den Liberalen hervor, so wie sich ihm ein behagliches Philisterthum entgegenstellte. Er erkannte im Liberalismus und Conservatismus zwei berechtigte, gegen einander kämpfende Gewalten, welche die Geschichte von jeher bis auf unsere Zeit immer aufgewiesen und nach seiner Meinung so lange aufweisen wird, als Menschen diesen Erdball bewohnen werden.

„Für uns“ — sagte er (es war am 19. September 1862, und ich gebe das Datum absichtlich, damit man sich um so leichter an den damaligen politischen Gesprächsstoff erinnern könne) — „für uns, die wir da unten stehen,

nicht im Purpur geboren sind und auch keine Hoffnung haben, jemals hinein zu kommen, ist es ein Leichtes, die ganze Wirthschaft da oben zu tadeln; allein Derjenige, der mit solchen angestammten Rechten geboren ist, sieht die Sache ganz anders an, und es will was heißen, sich aus seiner Stellung bringen zu lassen. Es ist ein Kampf zweier entgegengesetzter berechtigter Gewalten. Wir leben jetzt gerade in einer Zeit, wo wir die größten Fragen wie in einer großen Tragödie sich abspielen sehen. Sie müssen die Sache vom artistischen Standpunkte anschauen! Es entwickelt sich vor uns die ganze große Frage, die Kleist im „Michael Kohlhaas“ ausgeführt; es entwickelt sich vor uns die große Frage, die Schiller im „Wallenstein“ behandelt; wie weit nämlich das Individuum berechtigt sei, aus den Gesetzen und Schranken der Welt herauszutreten und zu sagen: Die Welt, wie sie ist, gefällt mir nicht, ich werde sie anders machen und verbessern. Nach meiner Ansicht muß Garibaldi vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt werden. Der König muß ihn begnadigen, er darf aber die Gnade für sich nicht in Anspruch nehmen, ja er darf sie gar nicht annehmen. Das ist der große, tragische Gang. Ich wüßte kein Jahrhundert zu nennen, in dem ich lieber wollte gelebt haben, als in dem unsrigen, denn wir leben mit und in der Geschichte, wir erleben sie, wir brauchen sie nicht erst zu erlernen.“

Man kann diese seine Anschauungen auch aus einem Aufsatze, den er im Sommer 1862 über die „Geschichte des XIX. Jahrhunderts“ von Gervinus in der „Leipziger Illustrirten Zeitung“ *) veröffentlichte, kennen lernen.

---

*) Fr. Hebbel's sämmtliche Werke, 11. Bd., S. 142—153.

Ueberhaupt sah er, wozu er auch mich wiederholt aufforderte, die Geschichte immer vom Standpunkte der Kunst an. Der eben genannte Aufsatz setzt das Verhältniß des Geschichtsschreibers zum Dramatiker in ein klares Licht und ergänzt die Anschauungen, welche er über diesen Punkt bereits 1843 in dem Aufsatze: „Mein Wort über das Drama“ (Gesammtausgabe, 11. Bd., S. 3—54) ausgesprochen hatte. Auch in seiner Tragödie „Agnes Bernauer“ ist dieser Standpunkt, welcher den entgegengesetzten Strömungen gerecht zu werden sucht, strenge festgehalten. Er begriff es nicht, daß man ihm den Schluß der „Agnes Bernauer“ nicht gelten lassen wolle, und sagte: „Solchem Mißverständniß ist der objective Dramatiker immer ausgesetzt.“ Bei der Aufführung der „Agnes Bernauer“ in München, der Hebbel beiwohnte, jubelte die Menge in den ersten drei Acten; einem Freunde, welcher dem Dichter noch während der Aufführung seine Freude äußerte, daß das Stück so viel Beifall fände, gab Hebbel zur Antwort: „Mich aber freut der Beifall gar nicht; denn dieser Beifall gilt nicht dem Artisten, sondern meiner vermeintlichen politischen Gesinnung. Sie jubeln, so lange das Bürgerthum und der Bauer gegenüber dem Adel ihre Rechte geltend machen. Geben Sie Acht, ob auch die letzten zwei Acte, wo sich die Sache umkehrt, wo das Recht der angestammten Majestät geltend gemacht und der Tod der Agnes Bernauer als politische Nothwendigkeit dargestellt wird, solchen Beifall finden werden.“

Hebbel hatte sehr richtig vorausgesehen. Der Schluß des Stückes wurde kalt entgegengenommen.

Auf das oben erwähnte Gedicht an den König von Preußen muß ich der Sensation halber, die es erregte, zurückkommen:

Als ich im August 1861 mich einige Zeit in Weimar aufhielt, erzählte mir der an der dortigen Bibliothek angestellte Dr. Köhler als interessante Neuigkeit, es sei soeben ein Gedicht von Hebbel in Manuscript in der großherzoglichen Bibliothek angelangt, dessen Inhalt er mir vorläufig noch nicht mittheilen könne, das aber bald bei passender Gelegenheit erscheinen werde. Es erschien im October desselben Jahres in der „Leipziger Illustrirten Zeitung“ *). Die Tendenz dieses Gedichtes ging dahin, die deutschen Stämme möchten sich, Angesichts der Gefahren, welche den deutschen Landen ringsherum drohen, einigen und kräftigen. In einer Strophe **) heißt es in diesem Sinne:

„Auch die Bedientenvölker rütteln
Am Bau, den jeder todt geglaubt,
Die Czechen und Polaken schütteln
Ihr strupp'ges Karyatidenhaupt.“

Diese Worte haben im Lager der Czechen große Aufregung hervorgebracht. In den die Interessen der Czechen vertretenden Organen wurden hierauf förmliche Schmähartikel gegen den Dichter losgelassen. Nicht nur der politische Standpunkt Hebbel's wurde angefochten; der Politiker, der Künstler und der Mensch wurde in gleicher Weise verhöhnt. Die „Národní listy“ in Prag brachten sogar (was sonst wohl noch niemals vorgekommen sein dürfte, vermuthlich aber in der richtigen Voraussetzung, daß Hebbel nicht böhmisch verstehe) einen Artikel in deutscher Sprache ***), der direct an Friedrich Hebbel gerichtet war und ihm von der

*) Fr. Hebbel's sämmtliche Werke, 7. Bd., S. 270—276.

**) Der 4. Strophe, S. 271.

***) Ich selbst habe den Artikel nicht gesehen, aber Hebbel hat es mir erzählt.

Redaction auch zugesendet wurde. In diesem Artikel wurde Hebbel (was ihm übrigens sehr gleichgiltig war) als Jude angesprochen und gefragt, ob denn seine Vorfahren nicht Sklaven in Egypten gewesen seien.

Die „Leipziger Illustrirte Zeitung“ erhielt eine Menge von Briefen, in denen gegen Hebbel's Gedicht polemisirt wurde. Sie konnte begreiflicherweise einer solchen Polemik in ihren Spalten keinen Raum gönnen. Ich finde es für beachtenswerth und bemerke es darum hier ausdrücklich, daß Hebbel, wie er mir sagte, ein von der Redaction ihm angebotenes Honorar für das in Rede stehende Gedicht nicht annahm, und zwar aus dem Grunde, weil er dasselbe nicht etwa auf Bestellung zur Krönungsfeierlichkeit gearbeitet, sondern vielmehr, diese bloß als äußern Anlaß benützend, in Wahrheit eine Mahnung aussprach, zu deren Verkündigung er sich innerlich gedrängt fühlte.

Hebbel befand sich zur selben Zeit, da die früher genannten Artikel gegen ihn gerichtet wurden, in Hamburg, wo er mit Campe wegen des Verlags der „Nibelungen-Trilogie“ unterhandelte. Als er nach Wien zurückkam, und ich ihm von dem Sturm erzählte, den er gegen sich heraufbeschworen, war er, obwohl ihm schon auf der Reise hie und da Einiges davon zur Kenntniß kam, dennoch ganz erstaunt, so sehr mißverstanden worden zu sein. Er entwickelte mir nun seine Ansicht über die Sache und namentlich über den so hart geschmähten und angefeindeten Ausdruck: „Bedientenvölker“. Ich halte es für meine Pflicht, seine Entwicklung hier wiederzugeben, weil dieselbe geeignet ist zu beweisen, daß, wie hart und scharf der Ausdruck auch gewählt sein mag, der Sinn, den der Dichter mit demselben verband, nichts Beleidigendes hat, wenigstens

aber, daß dem Dichter jede Absicht einer Beleidigung gänzlich ferne lag. Hebbel sagte: „Die Czechen haben mich schlecht verstanden. Ich meine nicht, daß die Czechen und Polen Völker sind, die aus lauter Bedienten bestehen. Sie kennen ja mein Gedicht: „Die Polen sollen leben"*). Sieht das wie Polenverachtung aus? die Polen werden einmal auch meinen „Demetrius" kennen lernen, und werden erkennen, was ich von der Nation halte. Es kann mir doch nicht einfallen, zu glauben, daß die Czechen und Polen uns Deutschen Bedientendienste leisten, etwa, daß sie uns die Stiefel putzen sollen. Das wäre ja ein Wahnsinn. Ich kenne sehr wohl das chevalereske Wesen, welches der Pole z. B. vor dem Deutschen voraus hat. Wenn von Bedientenvölkern die Rede ist, so kann damit nicht gemeint sein, daß ein Volk der Diener des andern Volkes sei, sondern es sind diese Völker, bildlich ausgedrückt, die Diener der Weltgeschichte, so wie andere Völker die Träger derselben sind. Im Laufe der Zeiten sind es immer einzelne Völker gewesen, welche in der Geschichte eine größere Bedeutung hatten, als andere, z. B. die Griechen, die Römer. Es sind dieß solche Völker, welche vorzüglich dazu bestimmt sind, die Cultur weiter zu führen, die Träger der Culturentwicklung; daß heutzutage die Deutschen, Engländer und Franzosen diejenigen Völker sind, welche an der Spitze der modernen Civilisation stehen, daß ihr Einfluß es ist, welcher sich auch auf die anderen mitlebenden Völkerschaften erstreckt, darüber kann doch kein Zweifel obwalten. Das lehrt die Geschichte. Alle anderen Völker gehen diesen nur nach. Die Erfindungen, die von den ersteren ausgehen, werden von den letzteren angenommen

*) Fr. Hebbel's sämmtliche Werke, 7. Bd., S. 42 und 43.

und gewissermaßen zu kleinerer Münze geschlagen. Die Czechen und Polen mögen einmal jene Männer nennen, die, wie hervorragend sie innerhalb ihrer Nation, geht uns hier nichts an, einen bedeutenden Einfluß auf die allgemeine Entwicklung des Geistes, auf den Lauf der Welt haben oder hatten. Sei es in Kunst und Wissenschaft oder in anderen Gebieten menschlicher Thätigkeit, sei es das Genie des Gedankens oder das Genie der That; sie mögen uns nennen ihren Napoleon, ihren Goethe, Schiller, ihren Mozart, Beethoven, ihren Newton, ihren Raphael u. s. w. Sie sehen, in welchem Sinne ich es einzig und allein gemeint haben konnte, wenn ich die Czechen und Polen Bedientenvölker genannt habe, denen ich noch manche andere Nationen hätte hinzufügen können. Würden mich die Czechen in diesem allein möglichen Sinne verstanden haben, so hätten sie eine Thatsache, die nun einmal weder durch mein, noch durch ihr eigenes Verschulden so ist, und die sich weder anders machen, noch einfach wegläugnen läßt, ruhig aussprechen hören, ohne darüber in so gewaltigen Zorn zu gerathen. Das ist der blinde Eifer, der sich immer nur an ein Wort hängt, ohne tiefer auf die Sache einzugehen."

Die Einheit Deutschlands betrachtete Hebbel als eine politische Nothwendigkeit, und als es im Jahre 1863 den Anschein hatte, als wäre durch das österreichische Reform-Project ein entscheidender Schritt in dieser Richtung geschehen, da wußte er sich vor Freude kaum zu fassen. „Die Kaiserfahrt nach Frankfurt" — sagte Hebbel — „halte ich für das größte und wichtigste Ereigniß für Deutschland seit 1648; seit dem westphälischen Friedensschlusse hat sich in Deutschland nichts so Wichtiges zugetragen als diese."

Wir fuhren desselben Abends, nachdem er mir Vorstehendes gesagt hatte, nach Schönbrunn in die Menagerie; auf dem ganzen Wege sprach er von nichts, als vom Reformproject.

Von der österreichischen Verfassung hatte er eine gute Meinung und war zu jener Zeit im Allgemeinen mit den österreichischen Zuständen zufrieden.

„So wie ich im Jahre 1848 vorhersagte, daß sich die Sachen wieder ändern würden, ich kann auf meine damaligen Artikel in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ verweisen“ — sagte er — „ebenso glaube ich fest, daß unsere gegenwärtige Verfassung Bestand haben wird.“

Bei gewissen Gelegenheiten erschien Hebbel nicht ungerne mit seinen Orden geschmückt. Man hat ihm hie und da daraus einen Vorwurf gemacht, er aber kehrte sich nicht daran. „Die Welt“ — meinte er — „beurtheilt den Menschen selten nach seinem inneren Werthe, selten nach dem, was er ist, sondern immer nach den Resultaten, nach dem, was er im Leben erreicht hat. Wenn man einmal dahin gekommen ist, von dieser unumstößlichen Wahrheit so fest überzeugt zu sein, wie Schopenhauer oder ich, so wird man diese Aeußerlichkeiten und Förmlichkeiten, so wenig sie an sich auch bedeuten mögen, nicht verschmähen. Es verhält sich mit diesen Dingen gerade wie mit dem Gelde. Welcher Vernünftige wird dem Gelde einen inneren Werth beilegen, wer wird darin den Zweck erblicken? Als Mittel ist es unentbehrlich. So ist's auch mit den Orden. Sie sind ebenfalls Mittel für gewisse Zwecke. Sehen Sie, so habe ich auch zweierlei Visitkarten. Die einen sind einfach und tragen bloß meinen Namen. Wenn ich zu Ihnen komme, so werde ich gewiß keine andere zurücklassen. Die anderen enthalten

nebst meinem Namen noch den Zusatz: „Chevalier de plusieurs ordres.” Man hat mir, wie Sie wissen, daraus einen Vorwurf gemacht. Wenn ich irgendwo eintrete, wo man gewöhnt ist, die Leute antichambriren zu lassen, dann gebe ich eine solche Karte ab, und das wirkt, Sie glauben gar nicht, wie. Das Wort, welches man Windischgrätz in den Mund legt, daß nämlich der Mensch erst beim Baron anfange, ist ihm zwar fälschlich beigelegt; es rührt nicht von Windischgrätz her, bezeichnet aber ganz trefflich den Standpunkt der Aristokraten, er ist ihr oberstes Dogma. Der Aristokrat ist höflich, sogar zuvorkommend gegen den gemeinsten Bürgersmann, so lange er mit ihm allein ist; so wie aber nur zwei Aristokraten beisammen sind, da kennt er den Bürger nicht mehr, und wenn er ihn kurz vorher auch umarmt hätte. Ganz besonders gilt dieß von der weiblichen Aristokratie. Es kann Jemand durch Liebenswürdigkeit die höchst stehende Aristokratin gewinnen; er meine aber ja nicht, daß er sich dann in Gesellschaft ihr gegenüber auch nur den leisesten Hauch eines vertraulichen Tones erlauben darf. Es ist eine unübersteigliche Kluft, eine nie einzureißende Scheidewand.“

Mag man nun in Hebbel den Dichter, den Künstler, den Philosophen, den Politiker wie immer beurtheilen; höher als alles Andere steht mir in Friedrich Hebbel der Mensch. Sehr gerne hatte er es, wenn man einen Zug an ihm fand, der auf irgend eine Verwandtschaft mit Goethe hindeutete. Wenn er etwas gesagt oder gethan hatte, wovon er annehmen zu können glaubte, daß es dem Andern wunderlich erscheinen möchte, drückte er sich oft so aus: „Der alte Goethe hat es gerade so gemacht!“ — oder: „Der alte Goethe würde sich in diesem Falle genau so benommen haben! Ich bin überzeugt!“

Emil Kuh erzählte mir einen hieher gehörigen sehr schönen Zug. Als Hebbel auf dem Krankenbette lag und Kuh gekommen war, sich mit ihm zu versöhnen, da kamen sie im Laufe des Gespräches auf Goethe. Hebbel hatte gegen Goethe irgend einen Vorwurf erhoben und Kuh begann sogleich Goethe zu vertheidigen. Dabei gerieth er aber in Eifer und, plötzlich innehaltend, entschuldigte er seine entgegengesetzte Meinung. Da sagte Hebbel wehmüthig: „Sprechen Sie nur weiter, Kuh! ich höre es gerne, wenn Sie Goethe vertheidigen; es gibt mir die Beruhigung, daß Sie auch mich einmal mit Eifer vertheidigen werden.“

In der That bezeugen die Vorwürfe, die in neuerer Zeit von mancher Seite gegen Hebbel erhoben wurden, daß man den Menschen in ihm noch weit weniger zu schätzen weiß, als den Dichter.

Eine sogenannte Popularität hat Hebbel niemals erreicht. Er war in Wien selbst zu der Zeit, da ich mit ihm verkehrte, also im Anfange der Sechziger-Jahre noch immer keine populäre Persönlichkeit. Als er mich das erste Mal in meiner Wohnung aufsuchte, traf er mich nicht zu Hause; er ließ seine Karte zurück. Abends, als ich nach Hause kam, sagte die Hauswirthin, indem sie mir die Karte überreichte: „Wissen Sie, wer da gewesen ist? Der Mann von der Hofschauspielerin Hebbel.“ Daß dieser Mann der Dichter Friedrich Hebbel sei, davon hatte die gute Frau keine Ahnung.

Erst mit den „Nibelungen“ begann er im Publicum, und ganz besonders bei der akademischen Jugend tiefere Wurzel zu fassen. Am 19. Februar 1863 wurden die beiden ersten Abtheilungen der Trilogie: „Der gehörnte Siegfried“ und „Siegfried's Tod“ unter Laube's Direction im Wiener Hofburgtheater aufgeführt.

An demselben Tage erschien in einem Wiener Blatte*) ein Feuilleton von Emil Kuh, worin dieser, vielleicht in guter Absicht, jedenfalls aber in höchst ungeschickter Weise gegen den Dichter den Vorwurf erhob, daß er in eine Aufführung der zwei ersten Abtheilungen ohne die dritte („Kriemhild's Rache") gewilligt habe; Kuh fand in dieser Einwilligung eine Concession an die Theaterverhältnisse, deren sich ein Dichter von Hebbel's Bedeutung nicht hätte schuldig machen sollen. Als ich am 19. Februar Morgens zu Hebbel kam, hatte er gerade das Blatt in der Hand. „Da sehen Sie" — sagte er wehmüthig — „das bietet mir Kuh am Tage der Aufführung!" Er erging sich dann in bitteren Ausdrücken über Kuh, den er gewissermaßen als sein Geschöpf betrachtete. Zu jener Zeit war aber Kuh mit Hebbel verfeindet und kam nicht in's Haus. Ich schrieb einen Artikel über Hebbel's „Nibelungen" in den „Orion" **), worin ich mehrere Einwendungen, welche sich gegen das Werk hatten vernehmen lassen, zu widerlegen suchte und auch den von Emil Kuh erhobenen Vorwurf als gänzlich unhaltbar zurückwies, und ich glaube in der That, daß ich Hebbel, über den ich doch so Manches schon geschrieben hatte***), kaum jemals eine größere Freude bereitet habe, als durch diese Widerlegung und Zurückweisung der gegen die Aufführung der „Nibelungen" von freundlicher und feindlicher Seite erhobenen Bedenken.

---

*) Ich glaube, es war die „Oesterreichische Zeitung".

**) „Orion" von Strodtmann, 1863, I. Bd., S. 285—293.

***) Ich erwähne hier meine Studie über Hebbel's „Michel Angelo" in den von Franz Brendel und Richard Pohl herausgegebenen „Anregungen", 6. Bd., Jahrgang 1861, S. 221, 253.

Die Aufführung der „Nibelungen“ im Jahre 1863 hat denn in der That auch in Wien eine helle Begeisterung für den Dichter wachgerufen, und namentlich war es, wie schon erwähnt, die studirende Jugend, welche miteinander einen edlen Huldigungswetteifer begann.

Am 18. März 1863, also an seinem fünfzigjährigen Geburtstagsfeste, lud die Studentenverbindung „Libertas“ den Dichter der „Nibelungen“ zu einem ihm zu Ehren veranstalteten Commers; da Hebbel aber durch Krankheit verhindert war, dieser Einladung Folge zu leisten, so wurde der Commers auf den 18. April verschoben und am Abende dieses Tages von der „Libertas“ beim „grünen Jäger“ auf der Wieden im Beisein des Dichters und mehrerer geladener Gäste in einer wahrhaft jubelvollen und begeisterten Stimmung abgehalten. Es wurden von Seite der Verbindungsmitglieder an den Dichter Worte gerichtet, die ein beredtes Zeugniß waren für den Enthusiasmus, von welchem die studirende Jugend für den großen Mann erfüllt war, Worte, welche bewiesen, wie tief und eingreifend Hebbel durch seine neueste Schöpfung bei der Blüthe des Volkes Wurzel gefaßt. Außer den Studirenden hielten auch die anwesenden Gäste kurze Reden und Ansprachen. Dr. L. A. Frankl, die Professoren Hochstetter, Reutlinger überboten einander an geistreichen Einfällen und Wendungen; denn auch das humoristische Element machte sich in schönster Weise geltend, und bei aller dem Gaste bezeugten Verehrung herrschte die größte Ungezwungenheit und Leichtigkeit des Tones.

Dem Beispiele der „Libertas“ folgte die „Silesia“. Am Abend des 2. Juni veranstaltete auch diese Verbindung beim „großen Zeisig“ einen Festcommers zu Ehren des Dichters. Der Saal war mit den Emblemen der verschiedenen Facul-

täten und den Fahnen verschiedener Burschenschaften prachtvoll decorirt. Mehrere Gäste, besonders Professoren der Wiener Universität, nahmen an der Festlichkeit Theil. Ich hatte das eine, wie das andere Mal die Freude, den Dichter zu dem Commers zu begleiten. Er wurde vom Vereinspräses in einer Rede begrüßt, worauf dann unter Abwechslung mit heiteren und ernsten Commersgesängen noch andere schwungvolle Begrüßungen in Poësie und Prosa von Seite der Verbindungsmitglieder erfolgten. Nachdem auch noch ein auf den Festabend bezügliches, aus der Ferne eingelaufenes Gedicht verlesen worden war, erhob sich der gefeierte Dichter und sprach folgende Worte: „Empfangen Sie meinen innigsten Dank, aber lassen Sie mich aus dem engen persönlichen Kreis in den großen allgemeinen hinübertreten. Den Künstler kann man überschätzen, die Kunst wird nie überschätzt, denn sie ist die höchste Vermittlerin der Geschichte, und in ihrem Namen darf ich annehmen, was ich in meinem eigenen ablehnen müßte. So lebe denn die Kunst und Jeder mit ihr, der sie in ihrem schweren, oft von allen Parteien zugleich verketzerten Amt fördert und unterstützt.“ Ein Ausbruch der höchsten Begeisterung folgte diesen Worten; noch einige sehr geistvolle Reden und Trinksprüche wurden gehalten, unter denen die der Professoren Zimmermann, Stein, Unger und Reutlinger sich besonders durch scharfe Pointirung irgend eines Momentes auszeichneten, so z. B. betonte Unger (gegenwärtig Minister) die Poësie des Rechtes und das Recht der Poësie, welche geistvolle Antithese er auf die „Nibelungen“ anwendete.

Hebbel fand sich im Kreise der akademischen Jugend sehr heimisch, wie er denn überhaupt nicht ungerne mit jüngeren strebsamen Menschen verkehrte, denen er mit größtem

Wohlwollen entgegenkam, und die er namentlich in ihren literarischen Bestrebungen auf jede mögliche Weise zu fördern suchte.

Dieses Wohlwollen machte ihn aber für die Fehler derselben nicht blind, und weil nur wenige Menschen die Wahrheit vertragen können, so machte er sich durch die Genauheit und Aufrichtigkeit seines Urtheils so Manchen zum Feind, der zu dem Dichter bloß in der Absicht gekommen war, von ihm gelobt zu werden. Für poëtische Erzeugnisse, die keinen Zug einer eigenthümlichen Dichterpersönlichkeit verriethen, hatte er den Namen „Duplicate".

„Duplicate in der Kunst sind überflüssig" — sagte Hebbel — „jedes Kunstwerk muß eine Lücke in der Natur ausfüllen." Das ist ein Ausspruch, den man oft von ihm hören konnte. Gewahrte er aber einen eigenthümlichen Zug, so war ein solches Talent der Förderung durch Hebbel gewiß.

Eines Tages kam ich zu Hebbel. Gleich beim Eintritt rief er mir entgegen: „Wie Schade! Wären Sie etwas früher gekommen, so hätten Sie einen sehr interessanten Menschen kennen gelernt."

Ich bedauerte mein Zuspätkommen. Es war Ludwig Goldhann aus Brünn dagewesen. Derselbe hatte dem Dichter ein Manuscript zur Beurtheilung vorgelegt. Ich ging mit Hebbel hierauf (wie gewöhnlich in den Abendstunden) in den Augarten und in den Prater. Des andern Tages, als ich wieder kam, fragte ich Hebbel, ob er das Manuscript (es war ein Drama und hieß: „Der Günstling des Kaisers") bereits ein wenig angesehen habe.

„O" — sagte er — „das habe ich heute Morgens in einem Zuge gelesen und bereits an Campe nach Hamburg zum Drucke befördert!"

Hebbel urtheilte besonnen; hatte er sich aber einmal sein Urtheil gebildet, dann handelte er auch darnach, und zwar ohne Verzug.

In Hebbel's Urtheilen lag jedesmal die ganze Strenge des seiner Aufgabe sich ungetheilt hingebenden Mannes. In seinen Urtheilen war nichts von dem zu spüren, was man Nachsicht nennt. Hebbel hielt einen Menschen, der ein schlechtes Drama geschrieben, nicht für einen Sünder oder Verbrecher, mit dem man Mitleid haben müsse, sondern für einen Verirrten, der durch einen kräftigen Ruck mit derber Faust vielleicht noch zur Besinnung und auf den geradlinigen Weg des Gevatter Handschuhmacher oder Drechslermeister zurückgebracht werden könnte. Wohl aber hielt er sein Urtheil manchmal zurück: — aus Vorsicht; keineswegs aus jener gemeinen weltklugen Vorsicht, um sich den Beurtheilten nicht zum Feinde zu machen, sondern aus einer Vorsicht, die ihre Quelle im Gemüthe des Dichters hatte. Hebbel's Vorsicht war eine Sache des Gewissens. In einem mir vorliegenden Briefe findet sich eine Stelle, welche für diese seine Art von Vorsicht ein sehr schönes Zeugniß ablegt. Die Stelle lautet: „Es ist ein Ding der Unmöglichkeit, poëtische Jugendversuche zu beurtheilen, wenn man die Menschen, von denen sie herrühren, nicht kennt; denn nur ihre Bildungsstufe und der Umkreis ihrer Ideenwelt gibt den Maßstab für ihr Product an die Hand, und dem Einen kann zur Ehre gereichen, was man bei dem Andern verwerfen müßte.“

Diese Briefstelle bezieht sich auf einen ihm vorgelegten dramatischen Versuch eines jungen Mannes Namens Victor Stern. Als Hebbel mir von dem betreffenden Drama erzählte, hatte er den jungen Mann bereits kennen gelernt. Er sagte

mir: „In dem Stücke sind neunundneunzig Theile Unsinn und nur Ein Theil Sinn; aber dieser Eine Theil zeugt von Talent. Sollte dieser Stern einmal am poëtischen Horizonte aufgehen, so wird es der erste Stern sein, der nicht von einem Astronomen, sondern von einem Dichter entdeckt wurde.“

Ebenso strenge, wie in seinen Urtheilen über künstlerische Leistungen war er auch da, wo es sich um die Totalität eines Menschen handelte. Ich werde nie vergessen, wie er z. B. über den berühmten Kopfrechner Zacharias Dase geurtheilt hat. Hebbel stand Allem, was an Zahlen nur anrührte, so völlig fremd gegenüber, daß ihm ein Schulknabe, der im Stande ist, eine Quadratwurzel auszuziehen, schon Respect einflößte. Man kann sich denken, mit welchem Staunen er die Wunderthaten eines Zacharias Dase betrachtete! Diesen Mann, bei welchem eine Fähigkeit, welche dem Dichter gänzlich abging, zu so erstaunlicher Höhe entwickelt war, wollte Hebbel näher kennen lernen. Hebbel war begierig zu erfahren, wie die Welt in einem solchen Kopfe sich spiegle. „Ich habe im Leben nie einen unbedeutenderen Menschen kennen gelernt, als Zacharias Dase“ — sagte Hebbel, da er mir von ihm erzählte.

Im Gespräche liebte es Hebbel, bei Jedem in der demselben geläufigen Sphäre zu bleiben.

„Das geht ja ganz vortrefflich“ — sagte er mir einmal, da wir von einem Dichter sprachen — „ich rede mit einem sogenannten Dichter am liebsten von Speckknödeln und Sauerkraut. Nur ja nicht von Poësie!“

Dabei unterließ er es aber doch nicht, sich alle neuen Theaterstücke, mochten sie von wem immer herrühren, anzusehen. Er versäumte ein neues Volksstück von Haffner,

eine Posse von O. F. Berg ebensowenig, wie die Aufführung einer Novität in den geheiligten Räumen des Burgtheaters, dessen Pforten der grimme Laube ihm so ungern öffnete. „Das Drama“ — sagte er — „ist meine Lebensaufgabe, und wer einmal Dramatiker ist, der hat nicht nur William Shakespeare, sondern auch Max Waldstein zum Collegen. Seine Collegen muß man kennen lernen.“

In den anderen Zweigen der Kunst war er allerdings etwas haushälterischer mit dem Kunstgenuß. „Es kommt eine Zeit“ — sagte er — „wo der Künstler anfängt, sich von der Kunst zurückzuziehen, oder wo er vielmehr erst recht eigentlich zur ihr zurückkehrt. Für meinen Hausbedarf an Kunstgenuß reichen Rafael und Mozart vollständig aus.“

Von Musik verstand Hebbel nicht viel. Nichtsdestoweniger hatte er für manche Composition eine sehr feine Empfindung. So z. B. sagte er mir, nachdem wir im Redoutensaale einer Aufführung des „Messias“ beigewohnt hatten: „Mir macht diese Musik den Eindruck, als ob sie zurückhaltend wäre und noch lange nicht Alles sagte, was sie sagen könnte. Es kommt mir vor, als ob da überall die Ventile nur geöffnet zu werden brauchten, und es würde noch weit mehr herausströmen, als es der Fall ist.“

Zu einigen Musikern seiner Zeit hatte Hebbel auch mehr oder minder nahe Beziehungen. Mit Robert Schumann stand er einige Zeit im Briefwechsel; es handelte sich darin um die Bearbeitung der Genoveva zu einem Opernlibretto. Für Rubinstein hat Hebbel selbst sogar ein Libretto ausgeführt. Der Musiker Peter Cornelius kam fleißig in's Haus.

Mit Franz Lißt war Hebbel persönlich befreundet. Im October 1860 kam Lißt nach Wien. An dem Abend, den er zur Abreise bestimmt hatte, versammelten wir uns im

„Hotel Elisabeth" — eine große Menge von Freunden und Bekannten, die ihn auf den Nordbahnhof begleiten wollten. Es war ein Donnerstag Abends. Fast war man zum Aufbruche bereit und herein tritt — Hebbel.

„Wenn Hebbel seine „Nibelungen" vorliest*), so bleibe ich hier" — sagte Lißt.

Bereitwillig ging Hebbel auf diesen Wunsch ein, und lud außer Franz Lißt noch dessen Vetter Dr. Eduard Lißt (den gegenwärtigen Generalprocurator), Karl Rahl und Peter Cornelius (Neffe des berühmten Malers gleichen Namens) für den Abend zu sich, wo er dem kleinen gewählten Kreise sein neuestes dramatisches Werk vorlas.

Lißt reiste, da er am Freitag keine Reise unternimmt, erst Samstag Früh ab.

Mit Richard Wagner ist Hebbel persönlich nur ein einziges Mal zusammengekommen.

Im Jahre 1860 ging Hebbel nach Paris. Richard Wagner befand sich zu jener Zeit daselbst, um die Aufführung des „Tannhäuser" zu leiten. Hebbel, obwohl für Wagner's Werke nicht sonderlich eingenommen, trug dennoch Verlangen, den Mann, der auf dem Gebiete der Oper epochemachend aufgetreten, persönlich kennen zu lernen. Er nahm zwei Briefe an Wagner mit; der eine war von dem früher bereits erwähnten, damals in Wien lebenden Componisten Peter Cornelius, der andere von Franz Lißt. Hebbel kam zu Wagner, wurde aber nicht vorgelassen. Wagner sei krank, hieß es. Hebbel gab die Briefe ab, kam aber nicht wieder.

---

*) Die „Nibelungen" waren damals bereits vollendet, aber noch nicht gedruckt.

Ein Jahr später (im Sommer des Jahres 1861) kam Wagner nach Wien, wo er seinen „Lohengrin“ zum ersten Mal hörte, und wo ihm Hoffnung gemacht wurde, „Tristan und Isolde“ am Hofoperntheater zur Aufführung gebracht zu sehen — eine Hoffnung, die sich freilich sehr schlecht erfüllt hat.

Eines Tages, wir befanden uns im Augarten, erzählte mir Hebbel, da wir eben von Wagner sprachen, jene oben mitgetheilte Abweisung in Paris. Hebbel fühlte sich sehr verletzt. Mir that es wehe, daß die beiden Männer, für die ich eine so große Verehrung hege, im Leben einander fremd gegenüber stehen. Doch konnte ich Wagner's Benehmen nicht entschuldigen. Wir sprachen noch weiter von dem Componisten, und siehe da — als wir eben aus einer der schattigen Alleen des Augartens heraustraten, um in eine nächste unter einem stumpfen Winkel gelegene nach links einzubiegen, traten Richard Wagner, Peter Cornelius und eine mir sehr wohl bekannte Dame aus einer Seitenallee von rechts heraus, um ihren Weg nach derselben Richtung einzuschlagen, von welcher wir gekommen waren. Ohne Gruß schritten die beiden Männer hart an einander vorüber. Ich hatte den Schmerz, Wagner nicht einmal grüßen zu können, denn ich hätte Hebbel dadurch in Verlegenheit gebracht; ebensowenig konnte Cornelius, ohne Wagner in Verlegenheit zu setzen, Hebbel grüßen. Für mich und Cornelius war dies ein peinlicher Moment.

Des andern Tages ging ich zu Wagner. Sogleich begann ich von Hebbel zu sprechen, und hatte die Freude, daß Wagner sich bei mir über sein Benehmen gegen Hebbel in Paris entschuldigte. Er sagte: „Es war nicht ein Vorwand, ich war wirklich krank, die Aerzte verboten mir jede

Aufregung. Sagen Sie Hebbel, daß ich ihn besuchen will, und daß ich mich sehr freuen werde, ihn kennen zu lernen."

Froh eilte ich zu Hebbel und theilte ihm Wagner's Entschuldigung, sowie die Ankündigung seines Besuches mit. „Nun ist Alles wieder gut!" — sagte Hebbel.

Einige Tage darauf kam Wagner, begleitet von Peter Cornelius, zu Hebbel.

Der Dichter erzählte mir, daß er mit Wagner volle zwei Stunden in der anregendsten Unterhaltung zugebracht. Es war dies die einzige Zusammenkunft; denn als Hebbel bei Wagner seinen Gegenbesuch machte, traf er ihn nicht zu Hause, und mittlerweile verreiste Hebbel wieder.

Von Wagner's Werken machte auf Hebbel der „Fliegende Holländer" den günstigsten Eindruck. „Tannhäuser" und „Lohengrin" gefielen ihm weniger. Wagner als Dichter irgend eine höhere Bedeutung beizumessen, fiel ihm nicht ein; er hielt Wagner's Dichtungen für Operntexte und als solche für recht gute. Einen selbständigen Werth, den dieselben, von der Musik abgesehen, beanspruchen, gestand er ihnen nicht zu. Die theoretischen Schriften Wagner's hielt er vollends für absurd. Uebrigens hat sich Hebbel über Wagner's Musik, und zwar über den Walkürenritt, sogar öffentlich ausgesprochen, freilich nicht in ernster, sondern vielmehr in scherzhafter Weise. Man findet die betreffenden Bemerkungen in Hebbel's sämmtlichen Werken, 12. Bd., S. 294 und 295.

Am 18. März 1862, also an Hebbel's 49. Geburtstagsfeste, waren nebst mehreren anderen Gästen auch der Dichter Otto Prechtler und der Musiker Otto Bach geladen. Während des Essens entstand zwischen den beiden Ottonen ein Disput über die Zukunftsmusik. Prechtler war gegen, Bach

für Wagner; Prechtler behauptete, Wagner habe keine Melodie, Bach behauptete, Wagner sei voll Melodie. Lange stritten sie hin und her, aber sie konnten miteinander nicht fertig werden. Jeder der Beiden blieb bei seiner Meinung und bestritt heftig die Meinung des Gegners. Da wendet sich Hebbel, der, wie die ganze Gesellschaft, dem Wortgefechte lange schweigend zugehört hatte, plötzlich an mich mit den Worten: „Nun, Kulke! Sie sitzen ja da, als ob die ganze Sache Sie gar nichts anginge! Warum schweigen Sie?“ Ich ersuchte Prechtler, mir zu sagen, weßhalb er Wagner die Melodie abspreche. Prechtler erwiderte: Weil er keine hat! Hierauf ersuchte ich ihn, mir zu sagen, was er unter Melodie verstehe. Prechtler gab eine Definition von Melodie. Ich zeigte nun, daß die gegebene Definition ebensogut auf Wagner wie auf Mozart passe. Prechtler gab eine zweite einschränkendere Erklärung. Ich befolgte die frühere Methode. Kurz, die ganze Gesellschaft sah ein, es lasse sich nicht beweisen, daß Wagner keine Melodie habe. Als ich des andern Tages zu Hebbel kam, sagte er lächelnd: „Sie haben Ihre Sache gestern sehr gut gemacht!“

An demselben Abend (18. März — die „Nibelungen“ waren damals am Wiener Burgtheater noch nicht aufgeführt) declamirte Frau Hebbel die großen Reden der Brunhilde aus dem ersten Acte von „Siegfried's Tod“ aus der Scene mit Volker, Siegfried und Frigga*).

Wenn Hebbel etwas vorlas, so mußte die tiefste Stille herrschen. Das kleinste Geräusch hätte ihn vermocht, augenblicklich seine Vorlesung abzubrechen. Die ganze dritte Abtheilung der „Nibelungen“ „Kriemhild's Rache“ hat er mir, bevor

*) Hebbel's sämmtliche Werke, 5. B., S. 55—59.

das Stück noch gedruckt war, aus dem Manuscripte an einem Abende vorgelesen. Außer mir war nur des Dichters Gattin und Franz von Braunau anwesend.

Ein andermal las er mir seine Erzählung „Paul's merkwürdigste Nacht" und Börne's „Eßkünstler" vor. Gerne las er sein Gedicht: „Das Opfer des Frühlings" vor, häufig recitirte er einzelne Strophen desselben aus dem Gedächtniß. Einmal sagte er sich die ersten zwei Verse:

„Sah ich je ein Blau, wie droben
Klar und voll den Himmel schmückt" —

etliche Male hinter einander vor und fragte mich dann: „Bemerken Sie diese Schönheit der Vocale? — a — e — au — o!" Auf diese Abwechslung der Vocale legte er einen großen Werth.

Von Lißt gefiel es ihm außerordentlich, daß er in einer vornehmen Gesellschaft bei einer kleinen Unaufmerksamkeit plötzlich vom Piano aufsprang und nicht mehr dahin zu bringen war, weiter zu spielen. Ebenso gefiel es ihm sehr gut von Raupach, daß er in ein Haus, wo er als Gast geladen war, und wo ihm das Nachtmal nicht geschmeckt hatte, nie wieder ging. „Wir können heute" — sagt Hebbel — „über den Dichter Raupach leicht die Achseln zucken; aber zu seiner Zeit war Raupach doch ein Mann, der wenigstens verlangen konnte, daß man ihm ein anständiges Nachtmal vorsetze, wenn man ihn zu Gaste gebeten."

Hebbel war der liebenswürdigste und zuvorkommendste Wirth, den man sich denken konnte. Da der Kreis seiner Freunde und Bekannten ein ziemlich ausgebreiteter war, und er alle dieselben an Einem Abend nicht empfangen konnte, so theilte er dieselben in zehn bis zwölf Cirkel von je zehn

bis zwölf Personen ab und lud einen solchen Kreis für einen bestimmten Abend zu sich. Hiebei hatte er noch den Vortheil, die Liste jedesmal so zusammensetzen zu können, daß die Geladenen, die einander hier begegneten, auch wieder größtentheils Bekannte und Freunde unter einander waren. So kamen z. B. an einem Abend die Professoren Brücke, Ludwig, Litrow, der gegenwärtige Minister Glaser rc.; an einem andern Abend wieder Ludwig August Frankl, Otto Prechtler, Ludwig Foglar, Otto Bach rc.

Ueber Ludwig sagte er mir einmal: „Haben Sie sich das Männlein angesehen? Der Mann hat Muth; von dem kann ich Ihnen eine interessante Geschichte erzählen. Eine Naturforscherversammlung eröffnete der Präsident mit den Worten: Hoffentlich befindet sich in dieser Versammlung Niemand, für den die Existenz Gottes keine ausgemachte Thatsache ist. Alles schwieg. Aber ein kleines Männlein erhob sich in dieser großen Versammlung und rief: Allerdings befindet sich doch ein solcher hier, ich bin es, Ludwig.“

„Dazu gehört mehr Muth“ — fügte Hebbel hinzu — „als in eine Schlacht zu gehen.“

Es war dieß an einem schönen Herbstabend 1861 auf einem unserer gewöhnlichen Spaziergänge, da wir dem Physiologen begegneten.

Wenn man mit Hebbel spazieren ging, so wußte man nicht, worüber man sich mehr verwundern solle, über seine merkwürdige Localkenntniß in Wien oder über seine enorme Belesenheit. Es gibt in ganz Wien, selbst in der entlegensten Vorstadt, keine Gasse, die er nicht kannte, die er nicht zu benennen wußte, und man nannte ihm kein Buch, das er nicht gelesen hatte. Er ging regelmäßig von 4 bis gegen 8 Uhr Abends spazieren ohne Rücksicht auf die

Witterung, und auf diesen Wanderungen durch die Stadt in den allerwunderlichsten Kreuz- und Quergängen konnte man Vieles von ihm lernen. Am liebsten ging er freilich in einen Garten; er besuchte am liebsten den Liechtensteingarten, den Augarten, den Prater und den Schönbrunner Park. Im Prater zeigte er mir immer gerne das Ringelspiel, auf welchem vor mehreren Jahren Alfred Meißner mit Christinen (so heißt Hebbel's Tochter) herumgefahren.

Eines Abends, es war im Herbst, gingen wir spazieren und seine Tochter ging mit uns. Auf dem Wege beklagte sich Hebbel, daß sich in diesem Jahre die dichterische Production noch immer nicht einstellen wolle. (Hebbel dichtete nämlich am liebsten im Herbst.)

„Mama sagt, es kommt jedes Jahr ein Bischen später!“ — tröstete ihn seine Tochter.

„So, mein Kind“ — antwortete Hebbel — „nun wenn es die Mutter sagt, dann wird es wohl auch noch kommen.“

Er sprach dieß mit unbeschreiblicher Milde.

Man hat in Hebbel's Wesen immer etwas Schroffes, Abstoßendes finden wollen, und leugnen läßt sich nicht, daß er, wo er es wollte, sehr schroff sein konnte; als Hebbel bereits krank war, ersuchte mich ein Schriftsteller, dem ich mittheilte, daß er durch eine Arbeit Hebbel's Aufmerksamkeit erregt habe, ihn bei dem Dichter einzuführen. Ich verständigte Hebbel früher und führte jenen dann in das Haus des Dichters. Hebbel litt große Schmerzen, empfing ihn aber dessenungeachtet sehr freundlich. Der gute Mann wollte dem Dichter irgend etwas sagen und fragte ihn ungeschickterweise, ob er durch die körperlichen Leiden in seiner geistigen Thätigkeit nicht gestört werde. Hebbel antwortete rasch: „Haben Sie erst einen solchen Rheumatismus, wie ich ihn

habe, dann werden Sie diese Frage sich selbst beantworten." Aber die Schroffheit machte Hebbel's ganzes Wesen nicht aus, die Milde lag eben so, und vielleicht noch weit mehr in seinem Wesen, und ich könnte gar manche Züge rührender Milde von ihm erzählen. So z. B. beschenkte er jeden Armen, den er auf der Straße traf. Als er eines Tages einem Bettler eine Gabe reichen wollte und kein kleines Geld bei sich hatte, ging er in ein Gewölbe, kaufte daselbst etwas, um einen Gulden wechseln zu lassen. Dann eilte er dem Armen nach und reichte ihm die Gabe. „Es ist eine wahre Sünde, ohne Kleingeld aus dem Hause zu gehen!" sagte er dann zu mir.

Als er bereits auf dem Krankenbette lag, von welchem er sich nicht wieder erheben sollte, brachte ich ihm eines Tages die Nachricht, die ich soeben erfahren hatte, daß ihm für die „Nibelungen-Trilogie" der Tausendthalerpreis zuerkannt worden sei. Er wollte es durchaus nicht glauben. Und als ich ihm die Versicherung gab, ich hätte es aus sicherer Quelle, sagte er wehmüthig: „Wie schlecht kennen Sie die Welt, wenn Sie das für wahr halten!"

Neben dem „Demetrius", den er auf dem Krankenbette arbeitete, beschäftigte er sich im Geiste mit einer Arbeit über Uhland, die er für den Hamburger „Orion" schreiben wollte. „Uhland" — sagte er — „hat die Erbschaft Goethe's angetreten." Leider sollte es zu dieser Arbeit nicht mehr kommen. Es waren dieß die letzten Worte, die ich von seinem Munde sprechen gehört. Nie werden sie aus meinem Gedächtniß schwinden.

„Seele, vergiß sie nicht! — Seele, vergiß nicht die Todten!" — so dichtete Hebbel in seinem „Requiem"*),

*) Fr. Hebbel's sämmtliche Werke, 7. Bd., S. 11.

und ich habe diese Mahnung des Dichters nicht umsonst vernommen.

Es war ein eigengearteter Mann dieß, den wir vor mehreren Jahren *) an einem kalten Decembertage zu Grabe trugen. Ein Recke war er an Charakter, wie Hagen, und ein Kind war er im Gemüthe, wie Siegfried; eine Unbeugsamkeit des Willens besaß er, wie sein Herzog Ernst, eine verzehrende innere Gluth, wie Golo, ein Selbstbewußtsein, wie Holofernes und eine Keuschheit der Empfindung, wie Genoveva.

Welch ein tief einschneidendes Gefühl, als ich den Blick von dem Antlitze des Verblichenen weggewendet, und mir das lebensgroße Bild des Dichters von Karl Rahl in's Auge fiel! Hier blühendes Leben, und da — kalter Tod! „Ein todter Mann liegt vor der Thür!" Dieser entsetzliche Aufschrei des Kämmerers in den „Nibelungen" haftete sich an mein Gemüth. Als wir aber vom Matzleinsdorfer Friedhofe zurückkehrten, da kehrte auch allmälig die Ruhe wieder, und die Ueberzeugung von seinem unvergänglichen und unzerstörbaren Leben im Reiche des Geistes hob „mächtig und gelind" mich über den Gedanken an den todten Mann hinaus.

*) 1863.

K. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.


3 2044 020 006 904


DUE APR 8 1915
DUE APR 20 '33
DUE OCT 25 '48
CANCELLED
OCT 1 '66 H
1186631
WIDENER
OCT 06 1998
CANCELLED
WIDENER
FEB 10 1999
BOOK DUE